JÜDISCHE JUGEND

HERAUSGEGEBEN VOM KARTELL JÜDISCHER VERBINDUNGEN UND VON DER JÜDISCHEN TURNERSCHAFT

HEFT II

BERLIN
IN KOMMISSION BEIM JÜDISCHEN VERLAG
1919

Programm des K. J. V.

Das K. J. V. will seine Mitglieder zu Männern erziehen, die in dem Bewußtsein der nationalen Einheit der jüdischen Gemeinschaft entschlossen sind, für eine der Vergangenheit des Judentums würdige Erneuerung des jüdischen Volkstums einzutreten.

Präsidium des Kartells Jüdischer Verbindungen

Berlin W 35, Kurfürstenstr. 150. Fernspr.: Kurfürst 1095

Adressen der Verbindungen im K. J. V.

V. J. St. Berlin, Berlin NW 23, Turmstr. 8 / V. J. St. Hasmonaea, Berlin NW 23, Turmstr. 8 / V. J. St. Maccabaea, Berlin NW 23, Turmstr. 8 / Ruder-V. J. St. Berlin, Bootshaus Oberschöneweide, Ostendstr. 10 / V. J. St. Hechawer, Berlin: Fritz Wolff, Charlottenburg, Mommsenstr. 14 / Sportverein Jüdischer Studenten, Berlin: Ernst Simon, Halensee, Kurfürstendamm 76; Hochschul-Sportplatz im Grunewald, Städtischer Sportplatz in Westend / V. J. St. Betharia, Bonn, Kölnstr. 64, Hotel Germania / V. J. St. Zephirah, Breslau: Herbert Markowicz, Menzelstr. 71 / V. J. St. Hacheruh, Breslaut: Franz Ludw. Meyer, Zimmerstr. 10 / V. J. St. Saronia, Frankfurt a. M., Unterlindau 21 / V. J. St. Ivria, Freiburg i. Br.: Ernst Kaufmann, Schillerstr. 44 / V. J. St. Bar-Kochba, Göttingen, Kneipe: Lotzestr., Restaurant Kaffeemühle / V. J. St. Ivria, Heidelberg: Goldenes Fäßchen, Ingrimmstr. / V. J. St. Maccabaea, Königsberg i. Pr., Kl. Domplatz 15c / V. J. St. Jordania, München: Bayer-Str. 69 / V. J. St. Kadimah, München: Karl Leven, Schwanthalerstr. 71 / V. J. St. Münster: Restaurant Martinshof, Hörsterstr. 27 / Jüdisch-Akademische Verbindung Kadimah, Wien, zu Händen von Paul Stern, Haizingergasse 22 / V. J. St. Würzburg, Richard Weindling, Welz-Str. 4

Stammtische

Stammtisch Gießen: Max Fürth, Steinstr. 82 / Stammtisch Greifswald: Leo Jacks, Domstr. 62 / Stammtisch Hatikwah, Halle a. S.: Dr. M. Felixbrodt, Rauenschestr. 11 / Vereinigung Hatikwah, Leipzig: Zahnarzt Albert Sulke, Löhrstr. 21 / Stammtisch Rostock: Immanuel Ciffrin, Karlstr., Hotel Boys

---

Inhaltsverzeichnis

JÜDISCHE JUGEND

HERAUSGEGEBEN VOM KARTELL
JÜDISCHER VERBINDUNGEN UND
VON DER JÜDISCHEN TURNERSCHAFT

HEFT II

BERLIN
IN KOMMISSION BEIM JÜDISCHEN VERLAG
1919

Nationales Judentum

I

Häufig begegnet man der Anschauung, daß der Weltkrieg, dieser grandioseste Konflikt aller Zeiten, eine Episode sei, die es nun wieder zu überwinden gelte, ohne die das Menschengeschlecht viel glücklicher, viel harmonischer sich entwickelt hätte, die man aus dem Kreise seiner Gedanken erst ausmerzen müsse, wenn man sich in seinem persönlichsten Kulturdrang den höchsten Zielen entwickelter Menschlichkeit zuwenden wolle. Und doch ist es unmöglich länger zu verkennen, daß sich durch die Geschichte der Menschheit zwei Probleme ziehen, die schließlich in ihrer letzten Zuspitzung zum Aufeinanderplatzen der entfesselten Gewalten führen mußten: das soziale und das nationale. Die im kapitalistischen System unheimlich drohende Wirtschaftskonkurrenz und das bisher herrschende Unverständnis für das Recht kleiner Nationen, ihr Dasein im Geiste ihrer Kultur zu formen, hatten das tragische Ergebnis: Die Menschheit, die nicht die rechten Normen des Zusammenlebens gefunden hatte, mußte sich auseinanderleben. Jetzt versucht die Welt zu heilen, Revolution und Völkerbund weisen den Weg zu sozialer und nationaler Neuordnung.

Das Recht der kleinen Nationen ist anerkannt; ihre Idee mußte siegen, weil sie von Gemeinschaften mit elementar-natürlichem Selbsterhaltungstrieb getragen war und weil Völker sich ihren Anspruch auf Eigenleben schon allein durch den heißen Willen zu nationaler Kultur erwerben können. Nichts Gesünderes kann es für eine Nation geben, als den lebendigen Trieb, ihre Art zu erhalten, und den inneren Drang, ihr Wesen zu vertiefen und ihr geistiges Sein zu erhöhen. Beiden Lebensäußerungen liegt eine Selbstachtung zugrunde, welche erst anderen die Möglichkeit zur Achtung gibt. Nur solchen Völkern hat man sie versagt, die selbst Verzicht auf Volksleben im eigenen Lande leisteten: Juden und Zigeunern. Und diese Daseinserscheinungen, Arterhaltungs- und Artverbesserungswille, sind wieder die Wurzel aller Kultur.

Wohl gibt es eine europäische Zivisilation, aber Kultur, ein Inbegriff alles höheren Denkens, ein Niederschlag alles geistigen Erlebens, ist unlöslich verknüpft mit dem Dasein einzelner Volksstämme, aus deren Wurzeln sie ihre stärksten Kräfte zieht, von deren Wesensart sie ihre eigenartige Färbung erhält. Und wenn

sich auch der Charakter solcher Volkskulturen nicht fest umrissen darstellen läßt, jeder empfindet doch französische, deutsche, russische Kultur als eigen geprägte Typen, mit dem Bilde des Römers die Erinnerung an die bis aufs kleinste schematisierte Ordnung von Politik, Staat, Militär, Polizei, Recht, mit der national-kulturellen Leistung der alten Griechen bestimmte Vorstellungen von personifizierter Natur, von heiterer Weisheit und schönheitstrunkener Kunst. Und gerade die Kunst bietet uns einen wertvollen Maßstab dafür, wie fest die subtilsten Lebensäußerungen, die feinsten Auswirkungen produktiven Schaffens an das Wesen der Nation und an die Resonanz von Menschen gleicher Empfindungswelt gebunden sind. Sinnfällig tritt hier in Erscheinung, was jede wahre Kultur uns lehrt: nur aus den Urgründen der Volksseele strömt sie hervor, ist Lebensatem der Gemeinschaft, pulsierendes Blut, das alle Schichten durchdringt, erwärmt und nährt, einigende Stimmung, die alle Teile der Nation zusammenschmilzt zur lebendigen Einheit, zur Volkspersönlichkeit.

Ein so naturgegebenes, durch Geburt und Geschichte geheiligtes inneres Gesetz ist die nationale Bindung, daß keine wahrhaft große geistige Bewegung sich ihr entziehen kann. Deutlich wird das am Sozialismus, der in seinem Streben nach Internationalismus zuerst wohl nur mit der gegebenen Tatsache gerechnet hat, daß Nationen existieren, zwischen denen Brücken geschlagen werden müssen, um die Arbeiterklasse zu gemeinsamem Kampf für sozial-ethische Ideale zu verbinden; der aber dann mit immer größerer Konsequenz auch in seinem theoretischen Ueberbau das Wirken nationaler Kräfte als treibendes Agens im historischen Geschehen auffassen mußte. Die Stellungnahme der Sozialdemokratie im Kriege zeigt das bei den Massen instinktive, bei den Führern schon bewußte Sich-finden zur Volksgemeinschaft, und gekrönt wird diese Entwicklung durch die Beschlüsse der Internationale in Stockholm und Bern, die die nationalen Forderungen der kleinen Völker, die Befreiung der geschichtslosen Nationen als ihre eigenste Aufgabe betrachten.

Wenn es einen Weg gibt, auf dem man der Höherentwicklung der gesamten Menschheit zustreben kann, so ist es nur der, den Nationen die Möglichkeit zu freiem Ausleben zu schaffen und sie im Internationalen zu verbinden. Aber im Anfangsstadium liegt die Betonung nicht auf „Inter“, sondern auf „Nationalismus“. Wir empfinden deutlich, daß der einzelne junge Mensch, dessen höchstes Streben die Prsönlichkeit ist, diesen Reifeprozeß nie in einer Uniformierung mit anderen, immer nur durch Pflege und Entwicklung seiner persönlichsten Anlagen vollenden kann. Erst dann vermag er die rechte Stellung zu seiner Umwelt zu finden, wenn das Verhältnis von Geben und Nehmen zwischen ihm und ihr ausgeglichen ist. Ganz entsprechend geht es den Völkern in ihrem Verhältnis zum Internationalismus. Auch sie können

ihr höchstes Glück nur in der Volkspersönlichkeit finden, und ihr universales Verantwortungsgefühl für den Fortschritt der Gesamtheit kann sich nur dann zu Kulturtaten verdichten, wenn jedes seine persönlichste Leistung, bestimmt durch Anlage und historische Entwicklung, in den Dienst des höheren Menschentums stellt. Das Bild von der Weltkultur wird ein farbenprächtiges und doch zusammenstimmendes Mosaik sein, in dem sich alle Ausstrahlungen des gesamten geistig zu verarbeitenden Stoffes, gebrochen durch die Prismen nationalen Empfindens, vereinigen. Nur ihren Beitrag kann die einzelne Nation zu diesem Kunstwerk geben und dafür sorgen, daß die Farben rein und echt sind. Die höchsten geistigen Leistungen werden Gemeingut aller Menschen werden, und Etappe für Etappe hilft so jede Nation daran, die gesamte Menschheit vorwärts zu bringen. Doch ergibt dies Gemeinschaftsleben keine Ausgleichung, keine geistige Uniformierung, sondern fortschreitende Differenzierung unter den Nationen: je mehr Kulturgüter in das Eigentum aller übergegangen sind, um so freier und intensiver beginnt das eigene Volk das ihm Wesentliche, nur ihm Mögliche zu schaffen. So nur vermag man sich eine Vorstellung vom Charakter der Weltkultur zu machen: ständige Bereicherung und stetige Vertiefung aus dem Schatze der immer weiter differenzierten nationalen Volkspersönlichkeiten.

Klar wird es jetzt, daß Nationalismus und Universalismus keine sich ausschließenden Weltanschauungen sind. Wahrer Nationalismus begreift alles Streben zu letzten menschlichen Zielen in seinen Kulturwillen ein und nur der Nationalismus hat alles Recht auf seiner Seite, der nicht zum begrenzt egoistischen Chauvinismus wird, vielmehr dieses Recht aus der frei übernommenen Pflicht herleitet, seinen Dienst in der Menschheit zu verrichten. Nie wird der Weg uns aufwärts weisen, wenn wir als eine wesenlose Masse von „freien Weltbürgern“ die Erde bevölkern. Es spricht ein durchaus gesunder Instinkt und elementarer Daseinswillen aus der Auffassung, die alle Kulturvölker von ihrer Mission haben. „An deutschem Wesen wird die Welt genesen“, „Von Zion wird einst wieder die Lehre ausgehen“, usw. — nur muß sie richtig verstanden werden als der unbändige Trieb zum Leben und zum Schaffen, als das Verantwortungsgefühl für die Höherentwicklung des Menschentums, als die Einheit von Nationalismus und Universalismus.

II

An den größten, weltumspannendsten Ideen waren Juden beteiligt. Jesus und Marx haben Bewegungen geschaffen, die auf lange Zeit hinaus richtunggebend für das Leben der Menschheit gewesen sind und sein werden. Es wäre die Aufgabe einer historisch-psychologischen Untersuchung, klarzustellen, wie weit diese Bewegungen durch die Verdrängung nationaler Gedanken unfruchtbar werden mußten: das Verhältnis der christlichen Kirche

zum Krieg und der sozialistischen Ideale zum Erfolg der Lohnkampfrevolution geben jedenfalls zu denken. Sicherlich glühte in allen jüdischen Führern des Sozialismus der edle Funke universalen Geistes, aber in reiner Flamme kann er nicht aufleuchten, solange die Diskrepanz innerster Anlage und im tiefsten Grunde fremdartiger Umgebung nicht einer homogenen Kulturgemeinschaft gewichen ist.

Ein Problem wird hier akut, mit dem jeder junge Jude in Deutschland zu kämpfen hat — am heftigsten der produktive, dem alle Unterschiede zwischen dem Ich und der Umgebung, zwischen der jüdischen Anlage und den deutschen Kulturinhalten, zwischen dem eigenen, blutsmäßig bedingten, körperlich und geistigen Charakter und dem fremdrassigen und eindeutigeren Wesen des andern am fühlbarsten ins Bewußtsein treten. Ehrwürdige Jahrtausende der jüdischen Geschichte haben sich in den Instinkten vererbt, und hundert Jahre bewußter Anpassung an das Deutschtum wagen es, alleiniges Daseinsrecht zu beanspruchen! Die abgründigen Tiefen unseres Wesens werden überdeckt mit fiebrig aufgegriffenen Produkten deutscher Kultur und schimmern dennoch hindurch; so verfälschen sie beide wechselseitig ihr reines Bild. Versagt bleiben uns auf diese Weise die ganz Großen, die Meister der Kunst, die, schöpfend aus verborgenen Quellen des Volkes, ihm ein Denkmal in ihrem Lebenswerk setzen. Ein Beispiel ist uns Heine, dem zum Genie der unbefangene Mut des Instinktes fehlte, der so manche Offenbarung seiner Seele in eine kunstvoll pointierte zynische Schlußwendung einwickelte, um zu erweisen, daß er über der Sache und über sich selbst stehe, und damit doch nur unfreiwillig den Mangel an Insichselbstruhen dokumentiert. Wer solche Zweiheit in seinem Ich empfunden hat, der gewinnt eines Tages voll Ehrfurcht das Erlebnis seines Judeseins. Er verknüpft sich mit der Kette seiner Ahnen und fühlt sich als Erneuerer seines Geschlechts, er ahnt die Bedingungen, aus denen er kommt, und träumt die Möglichkeiten, zu denen er gelangen kann. Ihn packt das Wissen um die Einheit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und schenkt ihm das Glück persönlicher Freiheit.

So findet er seinen Zusammenhang wieder mit dem jüdischen Volk und lernt erkennen, daß es für den ganzen Komplex der geistigen, kulturellen und sozialen Probleme der Juden nur eine Lösung gibt: der jüdischen Nation wieder normale Lebensbedingungen zu erkämpfen, sie aus der Zerstreutheit zu erlösen und in ihrer Heimat Palästina zu sammeln, sie dort auf ihrem Boden zu verwurzeln und wieder aufleben und aufatmen zu lassen in der Natur ihres Landes. Da diese jüdischen Renaissancegedanken in der geschichtlichen Tendenz unserer Epoche liegen, ist die Erfüllung ihrer politischen Forderungen durch den Abschluß des Weltkrieges in greifbare Nähe gerückt worden. Die-

Juden fast aller Länder haben sich zum jüdischen Volk und seinen nationalen Ansprüchen bekannt, in Kongressen und Nationalversammlungen, die der Welt seit zweitausend Jahren zum ersten Male wieder das Schauspiel gezeigt haben, daß Juden eine einheitliche, zielbewußte Nationalpolitik treiben. Die Völker der Erde, voran England und Amerika, haben zum größten Teile ebenso wie die Stockholmer und Berner Internationalen Sozialistenkonferenzen ihre volle Uebereinstimmung mit den Ansprüchen der Juden ausgedrückt und ihre Erfüllung zugesagt. Palästina ist von der kulturfeindlichen Herrschaft der Türken befreit worden, die Pariser Konferenz will der jüdischen Nation den Eintritt in den Völkerbund anbieten, Palästina diesem unterstellen und England das Mandat seiner Verwaltung übertragen mit der Weisung, aus Palästina möglichst bald ein jüdisches Gemeinwesen zu schaffen.

Es ist klar, daß wir nicht den politischen Ehrgeiz haben, die viel zu vielen Staaten nur um ein winziges Ländchen zu vermehren. Wir haben die Sehnsucht und den festen Willen, in unserer Heimat ein Gemeinwesen zu gestalten, das nicht an Hypertrophieen krankt, sondern unserer Eigenart entspricht. Zu einer gesunden sozialen Struktur bedürfen wir vor allem einer starken ländlichen Bevölkerung, die den Grundstock des gesamten Aufbaus bilden muß. Dem ganzen Volk soll der Boden zu eigen sein und Dinge wie Spekulation auf Kosten der Allgemeinheit, müssen in unserem Lande in das Gebiet überwundener Krankheiten gehören. Es gilt, das jüdische Volk zu einer produktiven Gemeinschaft zu erziehen, die das Gebäude einer eigenen vorbildlichen Kultur aufführt. In unseren Kolonien ist schon in ganz wenigen Jahrzehnten ein Wunder geschehen. Die alte hebräische Sprache ist zu neuem Leben erwacht, zur Umgangssprache geworden, in der die spielenden Kinder sprechen, die Schulen unterrichten, die Dichter ihre Erlebnisse niederlegen. Dabei haben wir die glückliche Möglichkeit, die jedem europäischen Volke fehlt, ein gerechtes soziales Leben zu schaffen, ohne gezwungen zu sein, erst bestehende Formen niederzureißen, Jahrhunderte alte Traditionen zu untergraben. Wir, das Volk der Kämpfer für soziale Gerechtigkeit, glauben auch auf diesem Gebiete der Welt etwas geben zu können. „Von Zion wird einst wieder ausgehen die Lehre. . . .“

Aber es ist klar, daß uns die Früchte unserer politischen Erfolge nicht von allein in den Schoß fallen werden. Kein äußeres Ereignis kann uns umwandeln, selbst müssen wir den Kampf um unsere innere Erneuerung führen. Wir kennen uns und unsere geistige Kraft zu gut, um nicht dies beglückende Wissen zu haben, daß ewig der Widerstand neuer Ideen und erstarrter Formen, junger Bewegungen und alter Traditionen dauern wid. Die stetige Verjüngung der jüdischen Seele gibt uns den Mut, wieder eine

kulturbildende Nation zu werden. Und da innerhalb organisch geschichtlicher Fortentwicklung sicherlich nicht das jüdische Volk jetzt sprunghaft nach Palästina verpflanzt wird, ja Palästina auch gar nicht die vierzehn Millionen fassen kann, so erkennt man deutlich auch die Notwendigkeit jüdischen Lebens in den Ländern der Zerstreuung. Auch hier muß sich die Kraft der jüdischen Renaissanceidee beweisen, ein Strom jüdischen Lebens muß von Palästina aus die Judenheit aller Länder mitreißen und sie in allen Auswirkungen ihres Daseins erfüllen. Solche volksbewußten Menschen, die wissen wohin sie gehören und was sie wollen, finden auch klarere Beziehungen zu ihrer Umgebung. Nur mit der Bejahung seiner angestammten Art gewinnt der Jude ein gesundes Verhältnis zur Umwelt, die sich jetzt daran gewöhnt hat, wohl zu scheiden zwischen dem Begriff der staatlichen Organisation und dem des nationalen Organismus. Und genau so wie die jüdische Nation und das jüdische Land sich im politischen Leben durhgesetzt haben, so verwandeln sie auch die aus übernommenen Vorurteilen entspringende Verachtung im menschlichen Zusammenleben in achtungsvolles Verstehen. Das ist für uns die Ueberwindung des Antisemitismus. So fordert das jüdische Volk den Einzelnen, in welchem Lande er auch lebe, als Glied einer großen Einheit. Es stellt jeden vor die Entscheidung, in der er den Schwerpunkt seines Lebens gewinnen kann; doch muß der Gesinnung das Tun entsprechen, das ganze Dasein auf einen Leitstern zustreben, jede Lebensfunktion mit dem Kern jüdischen Wesens verknüpft sein; dann und nur dann ist Nationalismus keine Verengung, sondern universale Tendenz, ist Zionismus für den jüdischen Menschen keine Verarmung, sondern Bereicherung seiner menschlichen Möglichkeiten, alle Tiefen seiner geistigen Art erfüllend mit weltumspannendem Ahnen, alle Anlagen seiner Person vollendend zur in sich ruhenden Persönlichkeit.

Unsere Bewegung wird getragen von der jüdischen Jugend, die in sicherem Instinkte für die tiefen Zusammenhänge alles Geschehens, im klaren Verständnis für die aus dem Schlummer erwachten Kräfte des Volkes und die Nöte ihrer eigenen Seele, die Erneuerung jüdischen Lebens sich zur Aufgabe gesetzt hat. Unsere Jugend bürgt dafür, daß der Strom der Bewegung in ewiger Verjüngung weiterfließt, und führt ihm frische Säfte zu; sie verleiht ihm die Macht, das ganze Volk seinem lockenden Ziel entgegenzutragen, und damit die Sendung der jüdischen Nation zu erfüllen.

Berlin — Bruno Perl

Turnen und Sport als Volksbewegung

Jede Volksbewegung strebt nach zwei Richtungen. Die eine erfaßt das Volksganze, die andere den Einzelnen. Die eine ist politisch, die andere auf die Persönlichkeit eingestellt. Wie Volksganzes und Einzelner einander bedingen, so sind auch politisches Streben und Persönlichkeitsgestaltung miteinander verknüpft. Nur die stärkere Betonung eines dieser beiden Ziele gibt einer Volksbewegung den Charakter als politisches oder kulturelles Streben.

Im ganzen Galuth trat die Politik hinter das Persönlichkeitsbestreben zurück; man wollte tiefste Versittlichung des Juden, sah aber dem Schicksal der Judenheit tatenlos zu.

Die Juden des Galuth hatten ein fest umrissenes Persönlichkeitsideal; das politische Ideal wurde durch die messianische Idee umkleidet und jedem tätigen Streben entrückt. Doch gab das Leben hinter den Ghetto-Mauern den Juden eigen-nationales Gefüge.

Die Emanzipation brach die Form. Im Gleichberechtigungskampf erhielt das politische Streben ein festes Ziel und suchte sich dem des Wohnlandes anzugleichen. Die ganze Kraft des Volkes ging mehr und mehr in die Politik über. Das Persönlichkeitsstreben erstarrte und wandelte sich mehr und mehr, bis auch schließlich das Persönlichkeitsideal, dem politischen nachfolgend, ein fremdes wurde.

Der deutsche Jude erstrebte Gleichberechtigung und suchte an deutscher Kultur seine Persönlichkeit heranzubilden.

Die deutsche Judenheit ersehnte, von deutschem Geist geblendet, deutsche Form und deutschen Inhalt.

Das Erwachen des jüdischen Volksbewußtseins gab uns im jüdischen Nationalismus wohl ein neues Streben nach jüdischer Form, aber ein eignes Persönlichkeitsideal aufzustellen, gelang uns nicht.

Wohl sprachen wir von jüdischer Erziehung und jüdischen Vorbildern. Wohl begeisterten wir uns für jüdische Heldengeschichten und für die Schomrim, taten aber eigentlich nichts

anderes, als daß wir das deutsche Persönlichkeitsideal unverändert übernahmen. Wir hatten Freude an der selbstbewußten, kraftvollen Persönlichkeit und wollten diesen deutschen Inhalt in jüdische Form gießen.

Auch die jüdische Turnbewegung war ein Ausfluß dieses Strebens. Das war auch der Grund ihrer gehemmten Entwicklung, daß unser jüdisches Zusammengehörigkeitsgefühl das Einzige war, was uns von den deutschen Vereinen schied, daß kein eigenes, neues Persönlichkeitsideal vorhanden war, das die Besten an uns schließen und sie mit neuem Geiste erfüllen konnte.

Eine politische Bewegung ohne Persönlichkeitsideal ist inhaltslos. Ein politisches Streben mit entlehntem Persönlichkeitsideal ist gleichgültig. Zu lange war dem Juden Persönlichkeit alles und Politik nichts, als daß heute der Aufbau einer jüdischen Nation ohne einen neuen Kulturinhalt, der Aufbau einer neuen jüdischen Gemeinschaft ohne einen Neubau der jüdischen Persönlichkeit uns lebenbestimmend erfüllen könnte.

Das Persönlichkeitsideal zu schaffen, ist die geistige Aufgabe der jüdischen Jugendbewegung. Die jüdische Jugend aller Länder ringt im Wettbewerb danach, dies Ideal immer besser und jüdischer aufzubauen, so daß immer mehr die Jüdischsten und Besten sich zu uns hingezogen fühlen.

Es läßt sich heute noch nicht sagen, wie das jüdische Persönlichkeitsideal geartet sein wird. Wir leben noch alle zu sehr in durch Schule und Alltag anerzogener Denkart, als daß nicht uns von anderen Völkern übernommene Vorstellungen uns über Gebühr beherrschen sollten. Je reiner sich jüdisches Wesen im Einzelnen wie in der Gemeinschaft herauskristallisiert, um so klarer wird das Bild eines jüdischen Typus entstehen. Daher sehnen wir uns auch nach jüdischer Geselligkeit, jüdischer Gesellschaft, jüdischen Lebensformen, nach einem jüdischen Lande; und so wird in diesem Wettstreben nach unserem Ideal die Jugend des entstehenden Palästina, in dem alle Formen und alles Leben rein jüdisch sein sollen, einen weiten Vorsprung vor aller jüdischen Jugend des Galuth haben, aber auch das Galuth darf sich dies Streben nicht nehmen lassen, es soll seinen Teil zu dieser Arbeit unseres nationalen Geistes beitragen; nur so wird sie würdig sein, das erstehende Idealbild rein in sich aufzunehmen.

In einer Gemeinschaft bleibt kein Gedanke einsam, kein Wille erfolglos, unbemerkt wandern sie von einem zum andern, von Generation zu Generation; im Geistesleben des Volkes finden alle diese Gedanken und Willensäußerungen ihren Ausdruck; im Heldentyp des Volkes vereinigen sich diese Regungen der einzelnen.

Dieser Gedanke hat etwas ungemein Tröstliches. In der Volksverknüpfung finden wir die Resonanz für jede aufrichtige

Regung unserer Seele, hier können wir zu einem kleinen, bescheidenen Teile das Größte schaffen, was einem Menschen zu schaffen vergönnt ist: den Menschen als geistiges Wesen.

Nur wenn sie in diesem Erziehungssinne wirken, nur wenn sie eine Stätte wahrhaften Mensch-Bildens sind, haben unsere Vereine Berechtigung und Sinn.

Nicht um es unserer deutschen Umwelt gleich zu tun, nicht aus Langeweile, nicht aus der Freude an der Bewegung, nicht zur Erholung und nicht zum Gesundsein turnen wir, sondern zu unserer geistigen und jüdischen Erziehung. Wir sehen in dem rein Organhaften des Turnens ein Mittel, seelisch tüchtiger und besser zu werden; einen Geist in uns heranzubilden, den wir zu unserem jüdischen Idealtypus zu erheben wünschen. Wenn wir turnen, wollen wir nicht nur uns erneuern und bessern, sondern wollen zugleich einen Teil unseres Wollens überfließen lassen in das Wollen unseres Volkes.

Unser Turnen geht auf etwas anderes aus als darauf, das deutsche Ideal kraftvoller Männlichkeit in uns heranzubilden. Gewiß soll auch uns nach der Stubenluft täglicher Arbeit der Turnabend die Lungen weiten und den Herzschlag beleben, nach all den kleinen Verdrossenheiten des Berufslebens innere Freude und Erholung bringen; soll den in den Studierstuben gebundenen Geist lösen und befreien und ihn zugleich doch wieder binden und zwar binden an die jüdische Gemeinschaft, für die unser Turnerkreis uns Sinnbild und Ersatz ist.

Der Turnboden, der keine soziale Schichtung kennt, auf dem der Tüchtigste nur das eine vor den anderen voraus hat, daß er den andern am meisten zu geben hat, soll unser soziales Empfinden, unser Gemeinschaftsgefühl, das Eintreten für einander erwecken und ausbilden.

Der wahre Turner ist um so hilfsbereiter, je tüchtiger er ist, aber auch um so bescheidener, je mehr er kann; er weiß immer, wieviel er noch zu erreichen hat, und das eigne Können gilt ihm nur wenig, wenn er nicht auch das Können seines ganzen Kreises zu lieben vermag. Er weiß, daß Wille und Fleiß ihm Sprungbrett zu jedem Ziele sind; so werden ihm Leistungen eines anderen nie Gegenstand selbsterniedrigenden Erstaunens. Was der andere heute vermag, das kann er in ein, zwei Jahren auch, wenn er nur den Willen dazu aufbringt. So ist er bei aller Bescheidenheit doch selbstbewußt und erkennt, daß seinem Willen kein Ziel unerreichbar ist.

Was er auf dem Turnboden gelernt hat, bewahrheitet er im Leben. Der Turner ist in allen Sätteln gerecht. Was ihm der Turnboden gab: Sicherheit des Körpers und Klarheit des Blickes, das kommt ihm auf jedem Gebiete des Lebens zugute.

So beantwortet sich die alte Grundfrage alles Strebens nach Gesundheit für ihn von selbst. Zwei Mittel gibt es, um gesund zu

bleiben: Fernhalten jeder Schädigung, oder sich fähig machen, jede Schädigung zu ertragen. Was ist das rechte?

Kant hatte den denkbar zartesten Körper; um sich vor Erkältung zu schützen, las er keine frisch gedruckte Zeitung, aus Furcht, sich so den Schnupfen zu holen; und in der Tat führte er so ein Leben, das bis ins hohe Alter frei von Störungen der Gesundheit blieb.

Aber dazu gehörte ein Lebensschicksal, das ihm stets ein solches Leben zu führen erlaubte. Wir wissen nie, was das Leben von uns fordern wird, welche Stürme wir zu bestehen haben werden; darum ist es besser, uns von vornherein gegen jeden Ansturm zu feien und uns unseren Körper so zurecht zu zimmern, daß auch der härteste Anprall uns gewappnet findet.

Eine rechte Jugend soll nicht zaghaft jede Gefahr meiden; wir wollen der Wirklichkeit mit all ihren Fährnissen entgegentreten. darum wollen wir auch unseren Körper stählen.

Wirklichkeitssinn, praktischer Blick, ist eine der schönsten Früchte gymnastischer Selbstzucht.

Turnen ist körperliche Arbeit und gibt uns Verständnis für körperliche Arbeit, wo immer sie auch in Erscheinung tritt. Jedem tut dies seelische Verhältnis zur Handarbeit, der Grundstufe jeder Kultur, bitter not.

Freilich ist Turnen immerhin nur ein Abbild ernster körperlicher Arbeit. Beginnt uns heute Gymnastik allmählich zu einer Art sittlicher Pflicht zu werden, so wird eine kommende Zeit vielleicht ernste Arbeit mit Hacke und Spaten an seine Stelle setzen; wird uns Turnen heut zur Naturverknüpfung, so wird dereinst vielleicht Bearbeitung der Scholle unsere Erholungsstunde ausfüllen und uns eine versittlichende Verknüpfung mit einem natürlicheren Zustande der Zivilisation geben, in dem keine übertriebene Arbeitsteilung den Handarbeiter vom Kopfarbeiter wie eine unüberbrückbare Kluft scheidet.

Einst flickte der weiseste Rabbi das Schuhzeug seiner Gemeinde. Weisheit war kein Vorrecht. Wer nur den Willen hatte, ihr nachzustreben, konnte sie erreichen.

Uns jüdischen Turnern soll Turnerei nie Selbstzweck sein. Der jüdische Kopf gehört nun einmal zum jüdischen Idealtypus.

So ist auch uns ein Turnverein ohne Geistesleben, ohne Kurse und Unterricht nicht denkbar. Turnen soll uns ja nur ein Korrelat unserer geistigen Arbeit sein.

Durch den Wechsel der Tätigkeit, durch das abwechselnde Spiel der Muskeln und des Geistes suchen wir Erholung und erhöhte Vollkommenheit des Körpers und der Seele. Wir kennen die Schönheit aller Organe in ihrem Einklang. Jedes verkümmerte Organ scheint uns häßlich. Gymnastik ist uns betätigtes Schönheitsempfinden; deshalb liegt uns jede sportliche Uebertreibung fern; wir brauchen uns vor der Gefahr des Sportes,

vor einer geistigen Verkümmerung nicht zu fürchten. Spiel und Sport sind uns nie Selbstzweck.

In Amerika gilt es allgemein, daß der beste Sportsmann sich auch im Leben als der Tüchtigste erweist. Leistung im Sport und Leistung im Leben sind dem Amerikaner fast gleiche Begriffe.

Möge es uns gelingen, über den Amerikaner hinauszugelangen. Dann soll uns nicht nur sportliche Tüchtigkeit und Lebensgewandtheit gleichbedeutend sein, sondern wir müssen einen neuen Typus zustande bringen: den Typus des jüdischen Sportsmannes, dem sportliche Höchstleistung und sittliche Persönlichkeit zur Einheit verschmelzen.

Wir wollen die geistigen Güter unserer Vorfahren, das Persönlichkeitsideal, das unsere Väter aufgestellt haben, nicht umstoßen, sondern erneuernd umgestalten. Es ist unser Stolz, auch als jüdische Turner Eigenes zu leisten.

Wie in Palästina der „Maccabbi", der jüdische Turnverein, in jeder Siedlung den Mittelpunkt der nationalen Jugend bildete, so soll auch im Galuth die jüdische Turnerschaft sich zur zentralen Erziehungsgemeinschaft gestalten. Wetteifernd mit der jüdischen Jugend in aller Welt, wollen wir durch die Pflege unseres Körpers den jüdischen Geist läutern und zu einem Idealbild jüdischen Fühlens, Denkens und Wollens erheben. Wir wollen eine Kerntruppe des sich erneuernden Volkes werden.

Breslau — Dr. S. Rosenbaum

Der Jude in der deutschen Jugendbewegung

„Jugendbewegung ist Selbstbefreiung der Jugend von einer ihrer Eigenart nicht gerechtwerdenden Kultur." F. Hähnel

I

Die letzte Zeit erst, unser Jahrhundert lehrte uns, daß der Begriff Geist sich nicht, wie man bislang anzunehmen gewohnt war, in verstandesmäßiger Erkenntnis erschöpfe, sondern daß das Geistige um zwei Pole schwinge: um den begrifflichen und um den anschaulich-intuitiven. Während noch die Generationen der jüngsten Vergangenheit das Wesen des Geistes, weniger willkürlich, als den Gesetzen der Entwickelung folgend verengten und alles nicht systematisch Einzuordnende ihres Seins oder ihrer Bestrebungen in das uferlose Reich der Gefühle verwiesen, erweitern wir die Sphäre des Geistigen — und erkennen das Denken allgemein als Funktion, als methodische Gestaltung des geistigen Stoffes, indem wir die nationalistische Klärung als eine vielleicht nicht einmal höhere Form der Grundform gegenüberstellen, in der das drängende Element unmittelbar, ohne schematisierende Zwischenschaltung auf den ganzen Menschen wirkt. Auch „das Reich des Körpers ist ein geistiges Reich" (Wyneken). So erblicken wir im Geistigen recht eigentlich den Grundhebel alles Seins und aller Entwickelung.

Jener tiefe Einschnitt in der Entwicklungsgeschichte deutschen Geistes etwa um die Wende des 18. Jahrhunderts, dessen Nachwirkungen und Ausstrahlungen sich bis in unsere Gegenwart hinein bemerkbar machen, wurde von der Philosophie eines Kant, später von Fichte, daneben von den Romantikern, auf der anderen Seite von den Utopisten und den ersten sozialistischen Theoretikern,Proudhon,Marx,Lasalle, angebahnt und vorbereitet. Die Systeme der Scholastiker, der Humanisten und der Nachhumanisten, die Gedankenwelten der führenden Geister dieser Epochen waren gleichsam von einem Geiste bestimmt und durchtränkt, der rationalistisch zugespitzt, dessen begrifflicher Pol hypertrophiert war. Zwangsmäßig, unter dem Druck irgendwelcher Ursachen, hatte sich der Gelehrte des Mittelalters in seine Studierstube, in das Reich seines Intellekts hineingesponnen; und unter der Devise: Cogito, ergo sum entwickelte sich eine

egozentrische Selbstbejahung (Descartes), ein Solipsismus (Berkeley), dem erst Kant durch die Aufstellung seines kategorischen Imperativs und später Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" entgegentrat. Hier zuerst regten sich Stimmen, die gegen den geistigen Individualismus ihrer Zeit Front machten und statt seiner Verantwortungsgefühl den Anderen, der Gesellschaft gegenüber, Gemeinschafts- und Volksbewußtsein predigten und verkündeten. Es muß aber festgehalten werden, daß diesen quasi „sozialen" Systemen und Philosophien durchaus der Wesenszug starker und überstarker Begrifflichkeit anhängt, daß sie — denn Begrifflichkeit und Individualismus sind causal verknüpft — aus individualistischen Grundgefühlen geboren sind. Kant hat die Postulate des Pflichtgefühls weniger erlebt als vielmehr gedanklich abgeleitet, und Fichte war nicht umsonst der Philosoph des Ich.

Die entscheidende Wirkung dieser neuen, die Gemeinschaft zunächst begrifflich bejahenden Geistesströmung ist aber die, daß allmählich das begriffliche Moment des Geistes in seine Schranken zurückgedrängt wird und das Geistige sich in seinen beiden Polen gleichsam ausbalanciert. Das Gemeinschaftsgefühl, verstandesgemäß begründet und gefordert, durchdringt den Menschen, der gewohnt ist, sich in allen seinen Entscheidungen von begrifflichen Bestimmungen leiten zu lassen, und stellt sein Wesen mehr oder minder um. Und während etwa Kant „Gemeinschaft" als solche erst erleben konnte, nachdem er sie begrifflich deduziert hatte — was der Schlußstein seines Gedankenbaues war —, erleben die Jünger Kants „Gemeinschaft" unmittelbarer als der Meister selbst und bauen auf diesem Erleben, das sie dem Individualismus entfremdet hatte, ihr Sein und ihre Weltanschauung auf. Ja, mehr als das: da Kraft gleichstarke Gegenkraft erzeugt, neigen die geistigen Führer unserer Zeit mehr und mehr dazu, den begrifflichen Pol des Geistigen zu gunsten des anschaulich-intuitiven zu vernachlässigen. Denn der Geist als Grundmacht unseres Menschentums ist aller Menschen Gemeinbesitz; und nur, wenn er sich durch die Linse des Intellekts bricht und begrifflich geformt und differenziert ist, vermag er überhaupt das Bewußtsein der Einzelhaftigkeit zu wecken.

Während so in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und in unserer Zeit die führenden Persönlichkeiten der deutschen Geisteswelt aus ihrer Vereinzelung herauszutreten beginnen und ein positives Verhältnis zur Gemeinschaft gewinnen, beharrt andererseits die Masse der Geführten, das Volk, das sich langsamer entwickelt und den Trägheitsgesetzen in stärkerem Maße unterworfen ist als seine Führer, in einem Rationalismus, der sich in der überstarken und überschnellen technischen Entwickelung der letzten Zeit auswirkt, und in einem Individualismus, der seinen Ausdruck etwa in dem Mangel jeglichen Gemeinschafts-

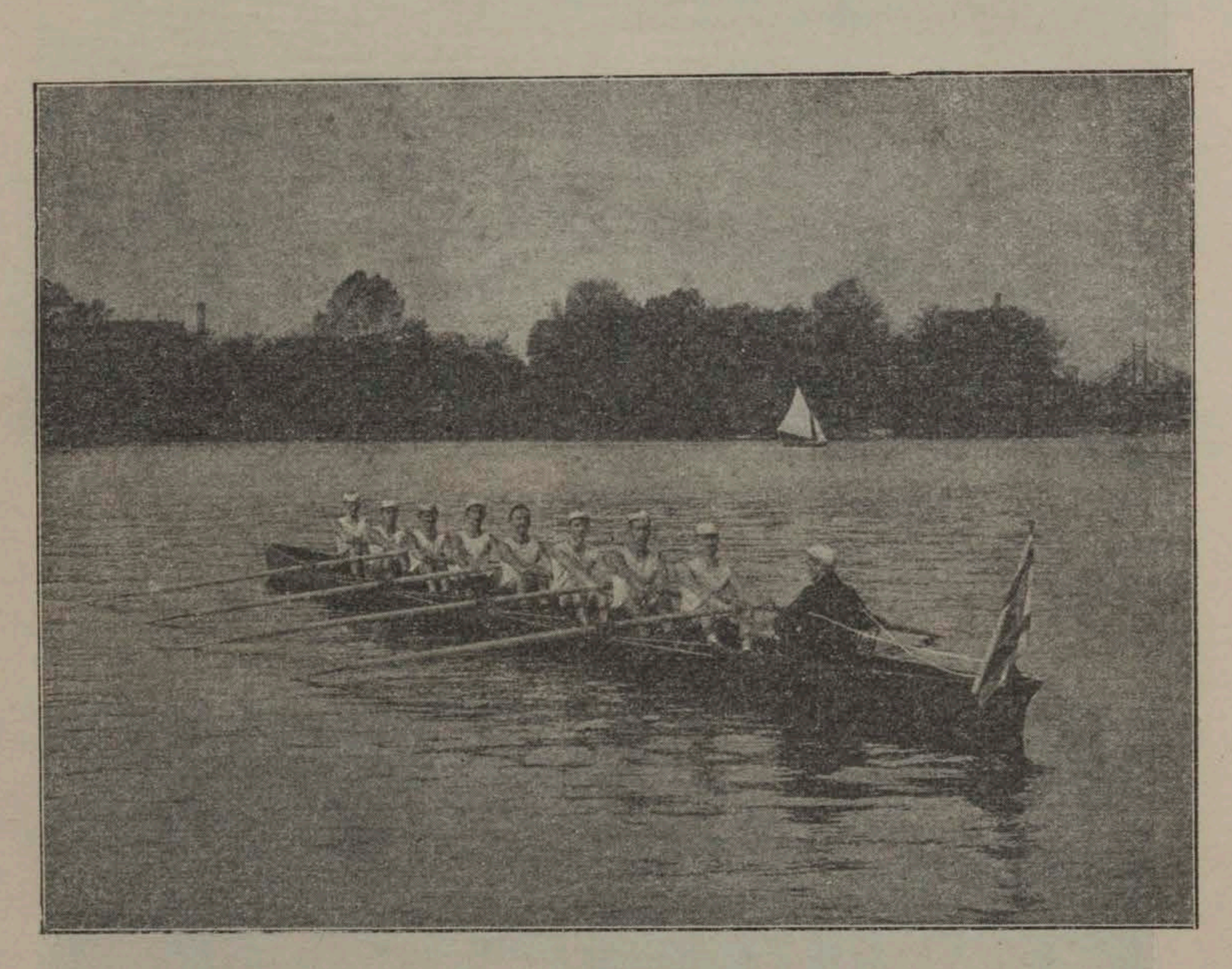
und sozialen Verantwortungsgefühls, im Strebertum, im Karrièremachen findet.

Als Spannung zweier Weltanschauungskreise, des bedingten und des unbedingten, entstand aus der Gegensätzlichkeit zweier sich reibender Welten, der des Geldes und der der Werte, aus dieser Tatsache der Zerspaltung des geistigen Lebens der Nation in eine begrifflich bestimmte und in eine anschaulich orientierte Hälfte der Sozialismus eines Marx: als Kompromiß, als Versuch, den Geist auf Erden durch das Mittel einer mechanischen Entwickelung zu verwirklichen, die rationalistish durchtränkte, scheinbar unausrottbare Denkrichtung des Volkes mit allen ihren wirtschaftlichen und politischen Ausstrahlungen den Zielen der gemeinschaftsbewußten Führer, der sozialen oder sozialistischen Neugestaltung des Menschengeschlechtes dienstbar zu machen und zu unterwerfen. Marx, aus seiner Zeit heraus verstanden, mußte historischer Materialist sein; er konnte auf die Gestaltungen des Geistigen im Leben der Volksmasse, auf den „Zeitgeist" nicht verzichten, da er, sozialer Individualist, gefühlsmäßig ein Kind dieses selben Zeitgeistes war und nur verstandesmäßig ein Glied in der jungen Kette der schöpferischen, mehr oder minder nicht-individualistischen Geister bildete, und da er — last not least — Jude war und blieb. Doch davon später.

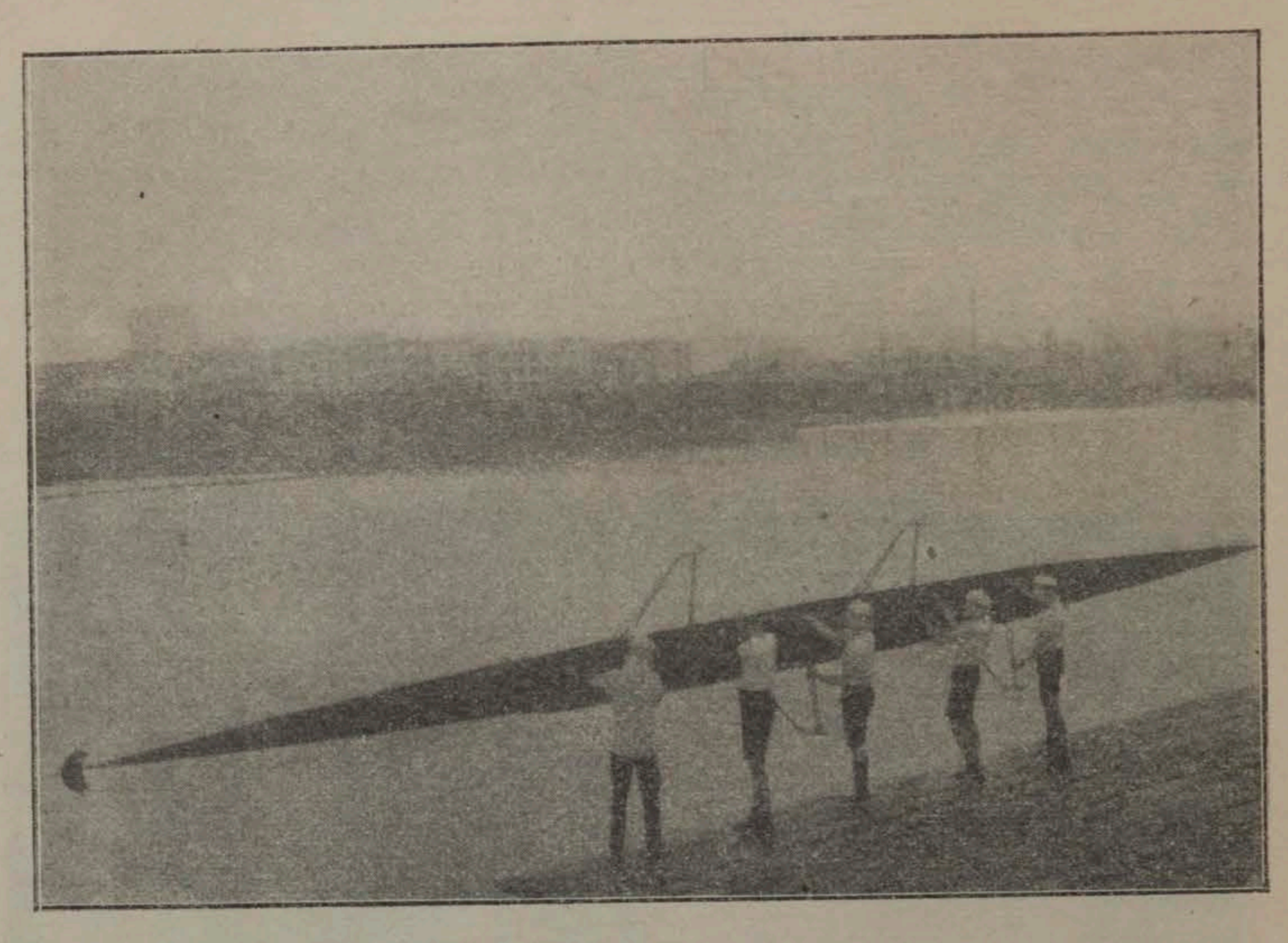
In diesen Tagen der Revolution scheint die Masse des deutschen Volkes, im Laufe ihrer langsam nachhinkenden Entwickelung, einen gewissen und vorläufigen Ruhepunkt erreicht zu haben: der Gedanke überhaupt an eine Revolutionierung bestehender Verhältnisse scheint sich Raum gebrochen zu haben. Aber tausend Erfahrungen des Alltags zeigen, daß der Bürger, ob er seinem Individualismus nun ein schwarz-weißes oder ein rotes Mäntelchen umhängt, sich auf die berechtigte oder unberechtigte Kritik der sozialistischen Umgruppierungen und rein-wirtschaftlichen Neuordnungen beschränkt und vom Geiste des Sozialismus, das heißt letzten Endes: vom Geiste eines Kant und eines Fichte kaum einen Hauch verspürt.

Nur ein Kreis, ein Teil des deutschen Volkes wurde in den letzten Jahrhunderten vom Strome des jungen Geistes, der aus Köpfen und Herzen führender Männer quoll, mächtig angepackt und umgestaltet: die junge Generation.

Die Jugend, die wirtschaftlich und beruflich noch nicht eingegliederte und eingeengte Hälfte des Menschengeschlechtes, der also bei revolutionärer Neuorientierung des Inneren nicht die äußeren Hemmungen des Alters, der Erwachsenenschaft entgegentreten, „ist ihrem Wesen nach Trägerin des Prinzipes der Leiblichkeit, des Körpergefühls, und weil dies Gefühl gegenwärtig einen weltgeschichtlichen Durchbruch erlebt, so ist jetzt im besonderen auch die Zeit der Jugend, des Durchbruchs der Jugend, der Jugendbewegung" (Wyneken).



Ivria=Achter



Rennvierer wird ins Wasser gesetzt
Junioren des Jüdischen Ruder Clubs Ivria



Wettschwimmen auf der Lagerfahrt
Ruder-V. J. St.

II.

Es ist nach diesen Ausführungen klar, daß die Entwicklung der deutschen Jugend und der deutschen Jugendbewegung zwei Stadien durchlaufen mußte, die, zeitlich nicht immer rein geschieden und getrennt, sich in mannigfaltiger Weise reiben und verschlingen: die eine Entwicklungsstufe wird durchaus vom beglückenden Gefühl der erwachten Körperlichkeit, des bewußten „Körpergefühls" getragen und beherrscht; das zweite Stadium nähert den jungen Gemeinschaftsmenschen, den ein neuer Lebensstil gebildet hat und kennzeichnet, der die Tendenzen seines Wesens verinnerlicht hat, dem Sozialismus, den er vertieft und umzugestalten bestrebt ist.

Der typische Vertreter der ersten Entwicklungsstufe ist der Wandervogel. Sobald die Jugend, die mit offenen Augen und Ohren heranwuchs und die feinen Stimmen einer neuen Zeit vernahm, sich durch einen Akt des Willens aus der Welt der Begrifflichkeiten und der Zwecksetzerei, in der die Väter lebten, herausstellte, warf sie der alten Generation den Fehdehandschuh hin, trat in bewußte Opposition, in einen dauernden Gegensatz zur Umwelt und schloß sich zu enger Kampfgemeinschaft, zu einem festen und innigen Lebensbunde zusammen. „Wieviel Nutzloses oder Verderbliches der romantische Trieb nun auch geschaffen hatte, . . .an einer Stelle und zu einer bestimmten Zeit hat er eine herrliche Orgie feiern dürfen. Einmal hat die Jugend ganz ohne Nebenzwecke aus reinster Brust heraus ihr Hohes Lied gesungen: in der Wandervogel-Bewegung" (Blüher).

Der Wandervogel, dessen Vorgeschichte sich etwa bis 1898 verfolgen läßt, wurde im Jahre 1901 in Steglitz durch Walter Fischer, Meyen und Breuer gegründet. Namhafte Pädagogen die Gurlitt und Kirchbach verliehen dem jungen Verein festes Rückgrat.

Aus der ersten Zeit ist eine Wanderung durch Rhön und Spessart nach Heidelberg und — Ende 1902 — die große Ostmarkenfahrt unter der Führung Walter Fischers zu verzeichnen. Bald spaltete sich die Lichterfelder Gruppe, deren geistiger Führer Copalle war, ab und bildete den Wandervogel-E.-V. Copalle, der dem wilden, mit dem sogenannten „Kundenwesen" liebäugelnden Bacchantentum Fischers innerlich fern stand, wurde von Gurlitt unterstützt, aber es scheint, daß die Schuljugend sich zu ihm weniger hingezogen fühlte als zu dem Kreise der rauhen Steglitzer, die sich nach einer Treffahrt in den Glauer Bergen zum „Alt-Wandervogel" (A.-W.-V.) zusammenschlossen.

Eine Macht — nicht im Leben der Jugend, denn hier war er vom ersten Tage seines Bestehens an die Macht gewesen —, aber im Leben des Volkes überhaupt wurde der Wandervogel, als Friese an seine Spitze trat, den möglicherweise nicht die Ideale der ersten „Bacchanten" — wie die Führer sich nannten — durch-

glühten, der aber mit weitschauender und geschäftiger Tüchtigkeit, die fast freimaurerische Abgeschlossenheit der ersten Jahre sprengend, die Kreise der „Küken“ und „Scholaren“ außerordentlich erweiterte. In diesen Jahren legte Fischer, dem die unbestrittene Führerherrschaft der Anfangszeit aus den Händen geglitten war, sein Amt als „Großbacchant“ nieder und wurde bald durch Jansen, einen Gutsbesitzer Mitteldeutschlands, ersetzt, dem die Herzen der Jugend zuflogen. An allen Ecken und Enden Deutschlands ergriff ein Taumel die Schuljugend: Jungen und Mädchen eilten aus den Städten und durchstreiften in fröhlichen Scharen, mit „Klampfen“ und Lauten, in der malerischen Tracht mittelalterlicher Scholasten, Wald und Feld. Neue Gründungen schossen allerorten aus der Erde; der Wandervogel-D.-B. (Deutscher Bund für Jugendwandern), der sich durch seine scharfe Stellungnahme gegen den Alkohol auszeichnete, entstand in Jena, im Süden bildete sich der „Schweizerische Bund für Jugendwandern“, und im Norden, in Hamburg, wuchs der große „Jungwandervogel“ (J. W. V.) heran.

Aber der Höhepunkt schien überschritten. Teile der Jugend, von denen später die Rede sein wird, zogen die Besten zu sich herüber; und die Erfurter Tagung des Wandervogels bot, nach dem Zeugnis, das Blüher ihr im zweiten Bande seines Werkes „Wandervogel, Geschichte einer Jugendbewegung“ ausstellt, ein trauriges Bild des beginnenden Verfalls. Endlich, im Kriege, schlossen sich die drei größten Bunde, der Wandervogel-E. V., der A. W. V. und der J. W. V. zum „Wandervogelverband“ zusammen (1916).

Das glutvolle Leben, die Vielfältigkeit des Geschehens, die sich hinter diesen rohen Umrissen verbirgt, kann hier kaum angedeutet werden. Die Kämpfe, die sich, dem Außenstehenden oft unsichtbar, hinter den Kulissen der Ortsgruppen abspielten, die großen Fragen: Feminismus oder Antifeminismus, Alkoholismus oder Antialkoholismus, Siedlungsbewegung, Sozialismus, Stellung zu den Juden —, die, einmal aufgewühlt, in allen Gruppen und Verbänden erregte Aussprachen, Auseinandersetzungen, Spannungen nach sich zogen, — der stille oder offene ununterbrochene Kleinkrieg gegen die Generation der Alten, gegen Unterdrückung in Schule und Haus — all das und gar vieles andere bereicherte, gestaltete und färbte die Bünde der Wandervogeljugend unendlich und verinnerlichte die Gemeinschaft der jugendlichen Anführer.

Bezeichnend für den Wandervogel ist sein Streben, sich eine „Insel der Werte im Meer der Zwecksetzerei“ zu gestalten (S. Bernfeld). Das Körpergefühl, das man im revolutionären Rausch des taumelnden Erwachens nicht als Gestaltung des Geistigen durchschaute, sondern das den jungen Menschen, den Wandervogel durchaus, restlos aus der Umgebung heraus-

zustellen schien, das auch die letzte Brücke, die zur Welt der Väter führte, abzubrechen schien, dieses Gefühl der Körperlichkeit zwang die Jugend, die es nicht in seinen historischen Verknüpfungen erkannte, sich eine eigene Welt aufzubauen, alles ihr nicht irgendwie Adäquate unbedingt zu verneinen, sich zu isolieren. Man glaubt sich in jedem Sinne „erstmalig“, man übersieht die entwicklungsmäßigen Bindungen zur Vergangenheit; und so ist man von der Allmacht, von dem Primat des eigenen, scheinbar durch keinerlei geistesgeschichtliche Voraussetzungen bedingten Wesens überzeugt und strebt man nach einem neuen, noch nie dagewesenen Typ des homo sapiens, nach geistiger Gestaltung ureigenster Art. So verwechselt man Ursache und Wirkung und erklärt den Geist als Folge, als Ausstrahlung des Wesens, ohne zu erkennen, daß das Geistige, wie es anfangs dargestellt wurde, seinerseits Welt- und Lebensanschauung des Menschen erst bedingt.

Auf der geistigen Grundlage, die der Wandervogel schuf, da er zuerst der Jugend das Wissen, oder besser: das Gefühl spezifisch jugendlicher Eigenart vermittelte, erwuchs der Bau der „Freideutschen Jugend“.

Zunächst die Daten:

Wandervögel bildeten 1906 in Göttingen die „Akademische Freischar“, die bald in manchen anderen Universitätsstädten Zweigverbände gründete. Die „Akademische Vereinigung“, die 1912 in Marburg entstand, der „Vortrupp“, der Jenaer Kreis um Diederichs, alle diese und andere Gemeinschaften sammelten Splitter besonders der studierenden, ihrer selbst bewußten Jugend. Und endlich vereinten sich die überall stärker und stärker auflodernden Flämmchen: Am 11. und 12. Oktober 1913 schuf auf dem Hohen Meißner der erste Freideutsche Jugendtag, den der Vortrupp angeregt hatte und an dem dreizehn Verbände teilnahmen, unabhängig vom Wandervogel und in gewisser Hinsicht neben ihm eine freideutsche Jugendbewegung. Der entscheidende Satz des Programms vom Hohen Meißner lautete: „Die freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung vor eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten.“

Wyneken hatte das Programm verfaßt, der Mann, dessen starke Persönlichkeit einen großen Teil der Jugend mit sich riß und hinfort die Bewegung des Hohen Meißner in zwei starke, sich heftig bekämpfende Hälften spaltete.

Im Gegensatz zu den führenden Geistern etwa der Freischärler, die im großen Ganzen aus dem Wandervogel gekommen waren, war Wyneken — und das ist ausschlaggebend für seine Weltanschauung — in die Jugendbewegung als gereifter, geistig durchgebildeter Mensch hineingewachsen. Er hatte, in Gemeinschaft

mit Geheeb, im Jahre 1906 die Wickersdorfer „Freie Schulgemeinde“ gegründet; und hier, wo er seine Erziehungsprinzipien verwirklichen konnte, wuchs ihm eine treu ergebene Gefolgschaft heran. Wyneken, der in seinen Anschauungen abgeklärte, historisch geschulte Pädagoge, der die spontane Revolutionierung der Jugend durch den Wandervogel verständnisvoll verfolgt hatte, war dem psychologischen Zwange nicht unterworfen, der, wie gezeigt wurde, die stürmenden und drängenden Vorkämpfer des jungen Geschlechtes naturgesetzlich zu einer Verschiebung des Causalzusammenhanges der Begriffe Wesen und Geist, zu einer in ihrer Verallgemeinerung kritiklosen Verdammung alles und jedes Intellektualismus, zu einer in ihrer Passivität unschöpferischen Hingabe an Gefühle und Stimmungen führen mußte. Die Verneinung der bestehenden geistigen und wirtschaftlichen Ordnung der Dinge also, die jetzt nicht zwangsgemäß in eine verzichtende, mönchshaft und freimaurermäßig sich vor der Umwelt abgewendete Eigenbrödelei ausartet, paart sich hier mit dem starken Willen, Volk und Staat, die Gesellschaft und die Bedingungen ihres Seins zu vergeistigen und zu versittlichen, die Zeit, die aus den Fugen ist, einzurenken. Die Erkenntnis bricht sich Bahn, daß der Gegensatz von Jung und Alt ein gradueller, kein essentieller ist, daß das, was die junge Generation von der alten trennt, keine unüberbrückbare Verschiedenheit des Menschseins, der gefühlsmäßigen Beziehungen zu Gott, Welt, Gemeinschaft, sondern ein entwicklungsmäßiger Unterschied der „geistigen“ (in des Wortes umfassender Bedeutung) Einstellung ist. Man erkennt das Geistige als den Nährboden alles Seins, man sucht nach keinem in seinen wesentlichen Zügen von vornherein dogmatisch festgelegten Menschentyp, nach keiner idealen geistigen Gestaltung, nach keiner Projektion eigenen Wesens in die Welt der Erscheinungen. Denn „was ‚freideutsch‘ ist und sein wird, wissen wir noch nicht, es soll erst noch gefunden werden“ (Wyneken).

Es ist klar, daß die beiden Anschauungs- und Gemeinschaftskreise, die hier einander gegenüberstehen und ihre führenden Vertreter in Gustav Wyneken und etwa in Knud Ahlhorn fanden, sich seit dem Augenblick einer gewissen Kristallisation der Jugend in Verbänden und Gruppen, die auf der gemeinsamen Basis der Freideutschen Jugend erfolgte, in ununterbrochener heftiger Spannung reiben und stoßen mußten. Die eine, sich um Wanderer oder um ehemalige Wanderer gruppierende Hälfte der Jugend wurde, wie Professor Messer mit Recht konstatiert, in ihrer Stellung zu den Dingen des Geistes, in ihrer Weltanschauung, vom Prinzip des Seins, die andere Hälfte, der Kreis der Freien Schulgemeinde, vom Prinzip des Werdens beherrscht. Für die einen war „Geist“, für die anderen „Wesen“ das Primäre.

Schon auf dem ersten Vertretertag der Freideutschen Iugend in Marburg (1914) traten die Spaltungen und Gegensätze scharf heraus: man rückte in einem „Programm der Absichtslosigkeit“, das die Kreise der Freischar aufstellten, deutlich und unverhüllt von Tendenz- und Erziehungsverbänden, das heißt: von Wyneken ab. Und während der Vortrupp und der „Bund deutscher Volkserziehung“ ohne Einwände ausschieden, kam es zu peinlichen Auseinandersetzungen mitWyneken, der diesesVorgehen für einen Verrat an der Sache der Jugend erklärte und erst am zweiten Tage der Konferenz in den Bruch willigte. Jetzt setzen die offenen Kämpfe in rücksichtslosester Schärfe ein. Während Wandervögel, Freischärler und andere Bünde dieser Richtung sich zum „Freideutschen Verband“ endgültig zusammenschließen, stellen sich die Berliner Sprechsäle auf die Seite Wynekens, der im Organ der „Freien Schulgemeinde“ eine heftige und bisweilen allzu bissige Polemik gegen die Bestrebungen der Freideutschen um Ahlhorn führt, wie sie in ihrer Zeitschrift, der „Freideutschen Jugend“, zum Ausdruck gelangen. Ja, die „Intellektualisten“ — wie die Freunde der Wickersdorfer Schulgemeinde abfällig genannt werden — planen sogar, den nächsten Vertretertag der Freideutschen, der für das Ende des Jahres 1914 nach Leipzig einberufen ist, zu sprengen. Da kam der Krieg, und die lebendig schäumende Flut des jungen Lebens schien erstarren und ve sickern zu wollen.

Langsam nur erholte sich die Jugend, die selbstvergessen an den Fronten kämpfte, von den betäubenden Geschehnissen und Ueberraschungen und sammelte sich zur Neugeburt, zur Fortentwicklung ihrer Gemeinschaft. Im Frühling des Jahres 1916 fand die zweite Vertretertagung der Freideutschen Jugend in Göttingen und ein Führertag in Jena statt, auf dem man versuchte, engere, freundschaftlichere Fühlung zur Jugend der Freien Schulgemeinde zu gewinnen. Deutlicher und deutlicher treten seit dieser Zeit die Bestrebungen des Ahlhornschen Kreises hervor, sich Wyneken und seinen Freunden anzunähern. Hierzu kommt, daß Wyneken auf dem Westdeutschen Jugendtag auf der Loreley im August 1917, über dessen Zustandekommen und Berechtigung viel hin und wider geschrieben wurde, die Scharen der Freideutschen durch die Macht und den Zauber seines persönlichen Auftretens durchaus auf seine Seite zog: das Programm sprach von einer Rückkehr zur Meißneridee. So, der Not gehorchend und nicht dem eigenen Triebe, bahnte man im Lager der Freischärler eine Verständigung mit dem mächtigen Gegner an; und schon auf der Führeraussprache auf dem Solling, die im Herbst 1917 unmittelbar nach der ersten freideutschen „Woche“ stattfand, erschien Wyneken, ohne daß die Auseinandersetzungen zunächst allerdings von dauerndem Erfolg, von für beide Teile befriedigenden Ergebnissen begleitet waren. Erst der Frei-

deutsche Führertag in Nürnberg, der am Karfreitag des Jahres 1918 zusammentrat, brachte die Einigung: ein „Arbeitsamt", dem ein „Führerrat" mit einem „Arbeitskreis" zur Seite stand, vereinte die beiden Hälften der Bewegung, und schon die Tübinger Freideutsche Woche im Herbst sah eine geeinte Jugend. Nun aber fegte die Revolution Kronen und Systeme, Altes und Morsches hinweg. Wie stellte sich da die Jugend zur Neugestaltung des öffentlichen Lebens?

Es ist gewiß kein Zufall, daß aus den Gemeinschaften Jugendlicher, die dem Wickersdorfer Kreise innerlich nahestehen, seit jeher die Sozialisten der Freideutschen Jugend hervorgegangen sind. Die Anschauung Wynekens führt, wie oben gezeigt wurde, zu bewußter, arbeitsfreudiger Stellungnahme zu Volk, Staat, Gesellschaft, zu positivem Mitschaffen, Vergeistigen, Versittlichen der Welt, das heißt: zum Sozialismus. Gewiß ist dieser Sozialismus nicht der wirtschaftlich begründete, einer wirtschaftlichen Nivellierung dienende Sozialismus des historischen Materialisten, der das Menschengeschlecht in zwei Hälften trennt, deren eine sich durch den alleinigen, monopolistischen Besitz der Produktionsgüter von der anderen unterscheidet und abhebt. Eine andere Gegensätzlichkeit — so argumentiert der Jugendliche — zerreißt die Menschheit. „Diese Kluft ist geistiger Natur; sie trennt die Diener und die Feinde des Geistes. Eine soziale Umwälzung kann nur Erfolg haben, wenn sie diesen Zwiespalt berücksichtigt; ja nur, wenn sie sich auf ihn stützt" (Bauermeister). Wer wollte zweifeln, daß eine Jugend, die so empfindet, in der augenblicklichen Gestaltung der Verhältnisse ihres Vaterlandes nicht die Verwirklichung ihrer ersehnten Ideale zu sehen vemag? Und wer wollte jene bedeutenden Teile des Kreises um Wyneken in Bausch und Bogen verdammen, die sich enttäuscht, als allzu eifrige und eilende Schrittmacher wahrer sozialer Gerehtigkeit, in unseren Tagen dem Bolschewismus zuwandten? Ihnen konnte die Entscheidung nicht schwer fallen, „daß Gewalt, die zur Aufrechterhaltung von Sklaverei und Unterdrückung in irgend einem Sinne dienen soll, unsittlich ist, während die Anwendung der Gewalt zur Befreiung der Menschen aus Sklaverei und Unterdrückung sehr wohl zu rechtfertigen ist" (H. Koch-Dieffenbach).

Daß auf der anderen Seite der im wesentlichen aus Wandervogelbünden herausgewachsene Teil der Freideutschen Jugend sich nach der Revolution als „völkisch" bekannte und zu den konservativen Parteien hinüberschwenkte, ist verständlich und überrascht nicht, wenn man sich die oben angedeutete Ideologie des Ahlhornschen Kreises vergegenwärtigt. Der Wandervogel, auf der Suche nach einem idealen Menschentyp, nach vollendeter geistiger Formung des gewissermaßen potentiell vorhandenen Wesens, mußte das Prinzip der Reinrassigkeit anerkennen und

hochhalten. Gewiß, auch dieser Teil der Jugend konnte sich der befruchtenden Einwirkung Wynekenscher Gedankengänge auf die Dauer nicht entziehen; und so ist es bezeichnend, daß in dem Flugblatt „Heil!“, in welchem die Völkischen ihr Programm entwickeln, von den höchsten Menschheitsaufgaben, von der „Fortentwicklung der Kultur der Menschheit“, ferner sogar von der Sozialisierung gewisser Betriebe gesprochen wird. Doch lehnen viele Freischärler, die Greifen, B. D. W.-er und wie sie alle heißen mögen, den Sozialismus ab, nicht nur, weil sie von vornherein auf jeden Versuch verzichten, an der Veredelung der verdorbenen und verrotteten Umwelt mitzuarbeiten, sondern auch, weil der Sozialismus in seiner letzten Konsequenz die rassenmäßigen und völkischen Unterschiede verwischen müßte. So steht der völkische Flügel der freideutschen Jugend dem radikalsozialistischen gegenüber.

III

Von der Bewegung der deutschen Jugend wurde hier ein so ausgeprägtes Bild entworfen, wie es im Rahmen einer Arbeit an dieser Stelle möglich ist. Und nur eine, für unsere Betrachtungen die wichtigste Frage bleibt noch offen: Wie stellt sich die ihrer Eigenart bewußte deutsche Jugend zu uns, den Juden? Und wie stellen wir, die ihrer Eigenart bewußte jüdische Jugend, uns zu den Freideutschen?

Auch wenn wir von den tiefen und feinen völkischen Gegensätzen des Blutes, der Mentalität, die die einen unterstreichen und die anderen bestreiten, zunächst absehen und uns auf allgemein anzuerkennende, logische Deduktionen, auf Schlußfolgerungen aus der Geistesgeschichte Deutschlands beschränken, auch dann stellt gerade der junge Jude notwendig einen Fremdkörper im Gefüge deutscher Gemeinschaft dar.

Was nämlich — so sahen wir — Eigentümlichkeit und Besonderheit der deutschen Jugend unserer Zeit ausmacht, was der Grundhebel ihrer Bewegung wurde, ist zuletzt die positive Einstellung zur Gemeinschaft, das soziale Empfinden, das die heranwachsende Generation von den Erwachsenen schied. Die Geistesentwicklung des deutschen Volkes in unserer Zeit führt vom Einzelmenschentum, vom Individualismus, zum Gemeinschaftsmenschentum, zum Sozialismus.

Anderen Entwicklungsgesetzen war der Jude des neunzehnten Jahrhunderts unterworfen. Während die politische Zerstückelung des deutschen Reiches im ausgehenden Mittelalter und im Beginn der Neuzeit, während kulturelle Zersplitterung und wirtschaftlicher Niedergang hier die völkischen Bindungen der Gemeinschaft lockerte und die Bürger zwangsläufig in soziale und geistige Atomisierung hineindrängte, hatte sich das jüdische Volk in den Jahrhunderten seines Exils, des Galuth, unter dem zusammenpressenden Druck fortgesetzter Verfolgungen und An-

feindungen zu einer bewußten und innigen Ghettogemeinschaft zusammengeschlossen. Der Jude dieser Zeiten ist ein williges, sich freudig aufopferndes Glied seines Volkes, ein liebevoller und selbstvergessener Helfer und Schützer seiner Brüder, ein sozialer Mensch. Und erst die Emanzipation vor hundert Jahren löste alle diese Bindungen.

Es ist erklärlich, daß damals einerseits die ersten auflodernden Regungen eines sozialvölkischen Gefühls, dessen schwache Zeichen die an der Spitze der Entwicklung marschierenden Persönlichkeiten überall verspürten, die geistigen Führer des deutschen Volkes von der Notwendigkeit eines innigen Zusammenschlusses aller auf dem Boden ihres Vaterlandes lebenden Menschengruppen überzeugten und ihnen den Willen eingaben, auch die Judenghetti zu sprengen und die Mauern niederzureißen, die jene Rasse von den „Anderen" schied, — und daß andererseits im Bewußtsein der richtunggebenden Köpfe Deutschlands zu einer Zeit des überstarken, blutsmäßige Scheidungen vernachlässigenden kosmopolitischen Rationalismus alle Möglichkeiten gegeben schienen, die verachteten Ghettojuden als Volksbrüder zu begrüßen und in die Arme zu schließen. So wurde, auf der Grenze zwischen vergangener und werdender Epoche, als Kind einer Zwischenzeit, der jüdische Emanzipationsgedanke aus sterbender und alternder Begrifflichkeit und aus eben erwachtem Gemeinschaftsempfinden in den Köpfen der deutschen Gesetzgeber geboren.

Die Massen, die nun aus den Judenvierteln strömten, saugten sich in den Poren des wirtschaftlichen und vielleicht auch des geistigen Lebens ihrer „Wirtsvölker" fest. Der Jude eroberte sich Börse, Markt und Presse. Dabei aber blieb es. Wirtschaftlich und geistig, als Bankiers und als Journalisten blieben die aus dem Ghetto herausgetretenen Zwischenhändler Vermittler fremder Werte; sie gelangten nicht zu den agrarkulturellen Quellgründen der Produktion, sie stiegen nicht in die Urgründe des fremden Volksgeistes hinab. Sie mußten an der Oberfläche kleben bleiben; denn sie konnten zu den versteckten Strömungen und Unterströmungen, die Dasein und Entwicklung der Völker umspülen, schlechterdings kein innerliches Verhältnis gewinnen. Da aber die Erfahrungen, welche man mit der Emanzipation machte, alle Hoffnungen und Annahmen enttäuschten, die zur Emanzipation geführt hatten, machte sich bald ein Rückschlag eine Reaktion in der Stellung der Völker zu „ihren" Juden bemerkbar; und so glauben diese, mit verdoppelter Kraft, mit angespanntestem Willen einer restlosen Verschmelzung mit den „Anderen" zustreben zu müssen, um sich des edlen Geschenkes der Befreiung aus den Ghetti würdig zu erweisen. Jetzt verneint man und unterdrückt man gewaltsam alle Unterschiede der Art, des Wesens, um nicht „aufzufallen", nicht „abzustechen"; jetzt

läßt man nur die als Unterscheidungsmerkmale harmlosen und nicht entscheidenden religiösen Besonderheiten des Judentums bestehen, erklärt das jüdische Volk zu einer mosaischen Konfessionsgesellschaft und bezeichnet sich als deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Jetzt assimiliert man sich krampfhaft und macht selten auch nur halb gelingende Versuche, das ureigene Wesen abzuschütteln oder zu vergraben. Bestenfalls reißt man sich von der naturgegebenen Gemeinschaft los und dringt etwas unter die Oberfläche, ein wenig über die Peripherie der Sphäre deutschen Geistes hinaus; aber dann treibt man entwurzelt, losgerissen zwischen Völkern und Rassen.

Der Jude, wie er uns im letzten Jahrhundert und heute allgemein entgegentritt, mußte so hemmungsloser Individualist werden; denn ihm fehlte der Nährboden einer wesensentsprechenden Gemeinschaft, die Verbindung mit den Quellen des Volksgefühls. Die Geistesentwicklung des jüdischen Volkes in unserer Zeit (oder vielmehr seiner assimilierten Teile im Westen Europas) führt vom Gemeinschaftsmenschentum, vom Sozialismus, zum Einzelmenschentum, zum Individualismus.

Es ist nach diesen Feststellungen ohne weiteres klar, daß in den letzten Jahrzehnten der junge Jude, den das reine Bewußtsein der Gemeinschaftlichkeit, des Sozialen, nicht erfüllen konnte, da er Glied einer anderen, entgegengesetzt gerichteten Entwicklungskette war, dem freideutschen Jugendlichen und seiner Gemeinschaft wesensfremd, andersartig gegenüberstand. Individualisten und Sozialisten traten sich entgegen.

Es soll hier nicht von gelegentlichen antisemitischen Ausschreitungen mancher Freideutschen Bünde, von dem berühmt-berüchtigten „Judenheft“ der Wandervogel-Führerzeitung, von der judenfeindlichen Stellung der „Greifen“, und des „Vortrupps“ gesprochen werden. Rohe, in ihrer Verallgemeinerung und Gehässigkeit unbegründete Ausbrüche eines tief verwurzelten Hasses, hemmungslose Explosionen des Instinktes sind gerade für die Freideutsche Jugend nicht bezeichnend. Was verständlich, begreiflich, berechtigt an der Stellungnahme der Freideutschen zu den Juden ist, soll an dieser Stelle knapp dargestellt werden.

Eine Jugend, die sozial empfindet, die sich mit der ganzen Unbedingtheit ihres Seins ihrer Gemeinschaft verbunden fühlt, kann für wurzellos dahintaumelnde, in ihrer Vereinzelung schwache und fast grotesk wirkende „Individualmenschen“ zunächst nichts als kopfschüttelnde Abneigung übrig haben. Sind aber die Wurzeln dieser Gefühle der Geringschätzung aufgedeckt, so erwächst — anfangs im Bewußtsein der führenden Köpfe — aus ihnen allgemein der Wunsch, der Fremdling, der hier stört und stören muß, möge in seine Gemeinschaft gehen, möge zu seinem Volke zurückkehren, wo er als Teil eines ihm adäquaten Ganzen Gutes zu wirken imstande sein werde. So erklärt sich

die zionistenfreundliche Einstellung der Freideutschen: nicht, wie unsere sich assimilierenden Brüder bisweilen hämisch behaupten, als verdecktes Bestreben eines von gemeinen Instinkten geleiteten Antisemiten, die Juden auf anständige Manier „loszuwerden“, sondern als Wirkung eines tiefen Gemeinschaftsbewußtseins, als edles Mit-Leid einer Jugend, die weiß, daß — um mit Dehmel zu reden — Gemeinsamkeit alles Glück, Einsamkeit alles Leid ist.

In dem Heft der „Freideutschen Jugend“ (Jahrgang II, Heft 10/11), das der Judenfrage gewidmet ist, gelangen diese Anschauungen offensichtlich und klar zum Ausdruck. Auf niederer Stufe der Erkenntnis steht der Beitrag von F. Rust (B. D. W.), der etwa schreibt: „Ich finde es lächerlich, wenn ein Jude am Sonnwendfeuer steht und Wunschholz in die Flammen wirft. Wo bleibt da der Sinn für das Erhabene? ... Es ist verächtlich, wenn ein Jude sein Volk verläßt ... Ein edler Jude hat innerhalb seiner Rasse viel zu tun.“ Wohlgemerkt: die Gedanken und Gefühle, die diesen Aufsatz beherrschen, sind echt und können nicht von der Hand gewiesen werden; nur fehlt ihre Begründung, die Klarheit. Zu einer vollen Erkenntnis der Zusammenhänge aber gelangt F. W. Förster, der bekannte Gelehrte, der erklärt: „Ist es nicht charakteristisch, daß wir gegenüber dem fest in sich selbst und im Bewußtsein seiner großen Tradition ruhenden orthodoxen Juden niemals die Gefühle der Geringschätzung in uns auftauchen sehen?“, der so als den Grund alles Uebels die Wurzellosigkeit des modernen Juden enthüllt.

Im großen Ganzen also verfolgt die deutsche Jugend unserer Tage bei der Lösung des Judenproblems, der „Frage aller Fragen“, die Wege, die der Schöpfer ihrer Bewegung, Karl Fischer, der erste Großbacchant ihr gewiesen hat: „Fischer verkehrte mit Juden und wollte, daß diese sich zusammentäten, so daß Nation neben Nation stände und jeder wüßte, wo der andere sei. Fischer besaß Anerkennung und Würdigung des fremden Wesens, aber er verlangte von den Juden auch, daß sie sich zu einer semitischen Kultur verstünden, wie er zu einer germanischen; dann wolle er sie achten“ (Blüher).

Allerdings machen sich, entsprechend der Zersplitterung der Bewegung in den Wynekenschen Kreis und in einen Kreis um die Freischar, auch hier Abwandlungen und Unterschiede bemerkbar. Während der Wandervogel und die ihm nahestehende Hälfte der Freideutschen den völkischen Zusammenschluß der Juden gefühlsmäßig aus Gründen der Reinigung und Reinhaltung des Rassigen befürwortet und etwa das „Glück der Gemeinsamkeit“ in der ungestörten, reinsten Ausprägung des Blutes, in der ungehinderten, beglückenden Entwicklung der Art und des Wesens sieht, gelangt nach der Anschauung der Wickersdorfer Richtung der einzelne Jude durch die Neugeburt seines Volkes

zu restloser Verwertung der Kräfte seines G e i s t e s im Dienste der Gemeinschaft, zu beglückender Entfaltung aller schlummernden und ungenützten Anlagen, zur Ausprägung des „Wesentums".

Was ist „Wesentum"? Kurella, der dieses Wort prägt, erklärt im Septemberheft der „Freideutschen Jugend" 1918 Wesentum als „die Tätigkeit eines Menschen, deren Form und Bedeutung seinem Wesen am tiefsten entspricht". So ist Wesentum aufs tiefste mit der Berufswahl des Einzelnen verknüpft.

Der Wandervogel allerdings hatte der Frage des Berufs gegenüber eine durchaus indifferente und sogar verneinende Stellung eingenommen, einnehmen müssen. Denn „die innere Abkehr vom Beruf" ist, wie Wyneken einmal ganz richtig feststellt, „eine Verleugnung des persönlichen Anteils am großen Völkerschicksal der Mechanisierung"; die in dunklem Drange in Feld und Wald hinausstürmende Jugend aber wandte sich notwendig, wie oben gezeigt wurde, von der Umwelt, vom Sein der Väter ab, isolierte sich verzichtend, verleugnete jeden persönlichen Anteil „am großen Völkerschicksal der Mechanisierung" und baute sich „eine Insel der Werte im Meer der Zwecksetzerei".

Die bewußteren, „intellektuellen" Freideutschen jedoch, die Freunde und Jünger Wynekens, die es als ihre heiligste Aufgabe betrachteten, in tätiger Mitarbeit, in rastloser Hingabe Volk und Staat, wirtschaftliche, politische und geistige Verhältnisse zu veredeln, wissen, daß sie ihre Ziele nur erreichen können, wenn sie einen Beruf wählen, in dem sie zur Auswirkung ihres „Wesentums" gelangen. „Beruf als Wesentum ist die Erhaltung der Jugend im Leben, denn Wesentlichkeit ist ewige Jugend." Und: „. . . der wahre Beruf wird nicht vom Einzelnen geschaffen, sondern im Zusammenwirken mit dem Geiste der Gemeinschaft" (Kurella). Das heißt: nur als Glied seiner Gemeinschaft, seines Volkes gelangt der Mensch zur Entfaltung seiner Kräfte.

Der Jude des Galuth also, der entwurzelte Individualist ohne Gemeinschaft paßt — mit geringen Ausnahmen — „nicht in die Freideutschen Gruppen", wie M. Bondy, ein Jude, freimütig in jenem Doppelheft der „Freideutschen Jugend", das die Frage des Antisemitismus behandelt, erklärt; er bildet in ihnen ein störendes heterogenes Element durch die Tatsache seiner andersrassigen Wesenhaftigkeit und seiner unproduktiven, unentfalteten Geistigkeit.

IV

Jugendbewegung ist Selbstbefreiung der Jugend von einer ihrer Eigenart nicht gerechtwerdenden Kultur — wenn anders dieser Leitsatz unserer Arbeit richtig ist — und daß er richtig ist, geht aus den obigen Ausführungen hervor —, so muß jede, ihres Selbst bewußte Jugend, auch wenn sie sich mit sozialem Willen

eingliedert, in einem gewissen Gegensatz zu ihren Vätern stehen. Die Spannung zwischen Alt und Jung ist das Kriterium jeder Jugendbewegung.

Gewiß schlossen sich auch nichtsozialistische junge Juden zum „Jüdischen Jugendbund“ (J. J. B.), zu zahlreichen „Jugendvereinen“, zum „Kartell-Convent“ (K. C.) zusammen, während sich die Freideutschen hermetisch vor ihnen verschlossen. Vielleicht spielte in die Gründung aller dieser Organisationen die unterbewußte Tendenz hinein, die jüdische Jugend irgendwie zu gemeinschaftlichen, sozialen Menschen zu erziehen und sich so den Weg zu den „Anderen“ zu ebnen. Tatsächlich beschränkte man das spezifisch jüdische Leben in jenen Vereinen und Bünden auf das denkbarste Minimum, übernahm wahllos deutsche Sitten und Gebräuche, fremde Lebensformen, und erreichte das Gegenteil des Beabsichtigten. Einmal nämlich ist Gemeinschaftsbewußtsein als solches, sobald es den Menschen erfüllt hat, nie ein allgemein-menschliches, farblos internationales Gefühl, sondern stets mit bestimmten, der Wesensart seines Trägers entsprechenden Energiemomenten durchsetzt, gleichsam völkisch geladen.

Die Fähigkeit, mit Menschen zusammenzuleben, ist ohne weiteres allgemein die Fähigkeit, mit dem eigenen Volke, vorerst nur mit ihm, zusammenzuleben. Die deutsche, in „Bewegung“ geratene Jugend wuchs automatisch, als sie sozial empfinden lernte, in ihr Volk hinein; und es ist außerordentlich bezeichnend, daß selbst der (angeblich unvölkische, internationale) Spartakismus, wie ihn heute die radikalsozialistischen Freideutschen gegenüber dem völkischen Flügel vertreten, nicht der Bolschewismus etwa eines Lenin, sondern ein Kind durchaus deutscher Geistesart ist.

In dem Augenblicke also, in dem die nichtsozialistische jüdischdeutsche Jugend, die sich instinktiv das soziale Erleben deutscher Gemeinschaft gewaltsam erzwingen wollte, sich von jüdischvölkischenLebensformen undSeinsfundamenten abwandte und sich hinfort darauf beschränkte, hin und wieder harmlose Vorträge über mosaische Ethik oder talmudische Methodologik anzuhören, — in diesem Augenblick entzog sie gewissermaßen apriorisch dem Gemeinschaftsempfinden, noch bevor es überhaupt erwuchs, den Nährboden, auf dem es einzig hätte gedeihen können, und streute den Samen in ein unreines, ungeeignetes Erdreich, in dem er verkümmern mußte.

Und vor allem: diese Jugend, die von jüdischem, ihr adäquatem Geist einzig den Teil anerkannte und übernahm, den die letzte Generation sich bewahrt hatte, nämlich den konfessionellen, die recht eigentlich im Kern ihres Wesens sich restlos an die alte Generation assimilierte, wurde ein Anhängsel, ein Ableger der jüdischen Erwachsenenschaft, hörte auf, „Jugend“ zu sein. Oder

ist es das Zeichen unbedingter, durch wirtschaftlich-berufliche Rücksichtnahme noch nicht verbogener Denkungsart, ist es jugendlich, wenn etwa der K. C. in zahlreichen Auseinandersetzungen mit zionistischen Akademikerverbänden als ausschlaggebendes Argument lediglich anführt, daß hinter ihm die Masse der „deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens“ stehe, daß er das Alter habe?

Die Jugend entscheidet! Die Jugend aber strömte in immer dichteren Scharen den nationaljüdischen Organisationen, den zionistischen Gemeinschaften zu. Hier war der Ort, wo die nach Gemeinschaft drängende, bewußt jüdische Jugend — denn der Individualist, der Einsame sehnt sich immer nach einem Ganzen, dem er sich eingliedern kann — organisch in ihr Volk hineinwuchs, hier war die Wiege des jugendlichen, sozial gerichteten Zionismus.

Entwicklung und Wachstum der hier erstehenden Organisationen, des im Winter des Jahres 1912 gegründeten Jüdischen Wanderbundes Blau-Weiß, der Turnerschaft Bar-Kochba, des Rudervereins Jvria, und vor allem der großen Vereinigungen, des Kartells Jüdischer Verbindungen (K. J. V.), das unmittelbar vor dem Kriege aus einer Fusion des Bundes Jüdischer Corporationen (B. J. C.) und des Kartells Zionistischer Verbindungen (K. Z. V.) entstand, und des Herzl-Clubs — die Geschichte aller dieser und vieler anderer Gemeinschaften junger Nationaljuden beweist, daß die Juden mehr als eine durch Glaubenssätze und religiöse Riten zusammengehaltene Schar, daß sie ein durch Blut und Kultur, durch seelische Bindungen jeder Art verknüpftes Volk sind. Denn wie wäre anders die Tatsache zu erklären, daß die in jenen Gemeinschaften zu sozialem Empfinden erzogenen jungen Juden nicht nur nicht in die Freideutsche Jugend hineinwuchsen — was bei Zugrundelegung nichtzionistischer Gedankengänge hätte der Fall sein müssen —, sondern daß die hier Aufgewachsenen oft genug spontan, ohne systematische programmzionistische Beeinflussung, den jüdischen Volksgedanken glühend und leidenschaftlich bejahen lernten? Wie sollte ein Gemeinschaftsgefühl national gefärbt sein können, das in einer Menschengruppe entsteht, die nur ein geistig-abstraktes Band religiös-ethischer Ideen verknüpft? Gewiß waren diese Verbände und Gemeinschaften von Zionisten aus zionistischen Gesichtspunkten gegründet worden; denn nur eine starke, überpersönliche Idee, der Zionsgedanke, vermochte jene ersten, im Grunde individualistischen Nationaljuden zusammenzuschweißen. Aber wie erklärt man sich die rätselhafte Kraft, mit der im Laufe ihrer Entwicklung die Vereinigungen und Bünde der jungen Zionisten die bewußte jüdische Jugend immer entscheidender, immer eindeutiger in ihren Bannkreis zogen, anders als durch das starke jüdische Leben, das hier zu machtvoller Wirkung nach innen und nach außen erwacht war?

Es sollen an dieser Stelle nicht alle Vorteile, alle Erziehungs- und Entwicklungsergebnisse unserer, der nationaljüdischen Verbände aufgeführt werden. Auch bei oberflächlicher Betrachtung aber treten zwei beherrschende, parallellaufende und doch mannigfaltig sich verknüpfende Tendenzen hervor: der Wille zur jüdischen und der zur menschlichen Entfaltung, die Tendenz jüdischer und menschlicher Erneuerung. Der junge Zionist, der in seiner Gemeinschaft wurzelt, wird von allerlei Untugenden der Zeit und von den Schlacken, mit denen das Leben des jüdischen Volkes im Galuth sein inneres Wesen umhüllte, befreit, er wird mit jüdischem Bewußtsein erfüllt und zu seinem Volke zurückgeführt.

Aus der Fülle der typischen Erscheinungen zwei Beispiele:

Die Stellung der nationaljüdischen Jugend des K. J. V., des Blau-Weiß, der Turnerschaft zu den Fragen des Eros wird auf der einen Seite durch das Verantwortungsgefühl der großen jüdischen Gemeinschaft gegenüber und andererseits durch den Willen zu ehrlicher und aufrechter Kameradschaft dem anderen Geschlecht gegenüber bestimmt. Allgemein ist die Moral des modernen, im Taumel der Großstädte lebenden Juden, der zum Ausgangspunkt und zum Endpunkt aller Interessen und Gedanken sein Ich, seine persönlichen Bequemlichkeiten und Genüsse nimmt, lax. Nun glauben wir gewiß nicht, daß wir als ein besonderes gottbegnadetes Geschlecht himmelhoch über unseren Volksgenossen ständen; was uns von jenen scheidet, ist vielmehr vornehmlich das ethische Wollen. Als Juden wollen wir uns rein halten: denn unsere Kinder sollen ein starkes Geschlecht sein, den Aufgaben der jüdischen Zukunft gewachsen, und als Menschen: denn wir wollen aller Welt stolz gegenübertreten können und uns nicht in trüber Hemmungslosigkeit verlieren.

Ferner: Unsere Stellung zur Berufswahl. Sicher nicht nur aus der nüchternen und kalten Ueberlegung heraus, daß dasAgrarland Palästina Bauern und Landwirte braucht, bereiten sich gerade die Besten aus unseren Reihen auf den Beruf des palästinensischen Kolonisten vor. Entscheidend ergänzt wird diese Tat völkischer Hingabe durch die rein-menschliche Neugeburt, die erwachende Liebe zur Natürlichkeit und zur Natur, die den jungen Zionisten auf ein bäuerisches Leben in enger Verwurzelung mit der nährenden Scholle hinweist. Der Gedanke landwirtschaftlicher Arbeit, wie er in den Reihen junger Zionisten aufgetaucht ist, sich besonders im Blau-Weiß Bahn gebrochen hat und von einer Korporation des K. J. V., dem neugegründeten V. J. St. Hechawer, programmäßig in den Mittelpunkt seiner Tätigkeit gestellt wurde, ist jenen weltfremden, bewußt eigenbrödlerischen Siedlungsideen gewisser Kreise der Freideutschen Jugend im tiefsten Innern fremd. Jene glauben, ihre Art auszuprägen, wenn sie sich vom Volke abwenden; wir aber wissen, daß wir nur in inniger Verbindung mit unserer Volksgemeinschaft zur Erfüllung

unseres Seins, zur schöpferischsten Entfaltung unseres Wesens und unseres „Wesentums“ gelangen können.

Bauermeister stellt, in seiner Schrift „Vom Klassenkampf der Jugend“, trennenden und einenden Klassenkampf einander gegenüber und erklärt etwa den ersten als den Kampf der Klassen untereinander, den zweiten als den Kampf der Menschheit gegen Klasse und Klassenscheidung.

Ich unterscheide zwischen trennendem und einendem Völkerkampf. Der trennende Völkerkampf, das ist die blindwütende, aus niederen Instinkten geborene Zerfleischung der Nationen, das ist der Krieg. Der einende Völkerkampf, das sind die Geburtswehen der Menschheit.

Aber „Menschheit“, diese erhabenste aller Zielsetzungen, erwächst nicht aus wildem, verschwommen chaotischem Durcheinander, sondern aus dem Nebeneinander und Miteinander der friedlich strebenden Volksgemeinschaften. Nicht Unterdrückung, Zerstreuung und Verwischung, nein, Entwicklung von Art, Rasse, Wesen, Volk sei unsere Losung! Denn wir wollen Strebende sein, ihr Brüder!

Berlin — Alfred Kupferberg

Jüdische Kaufleute im deutschen Wirtschaftsleben

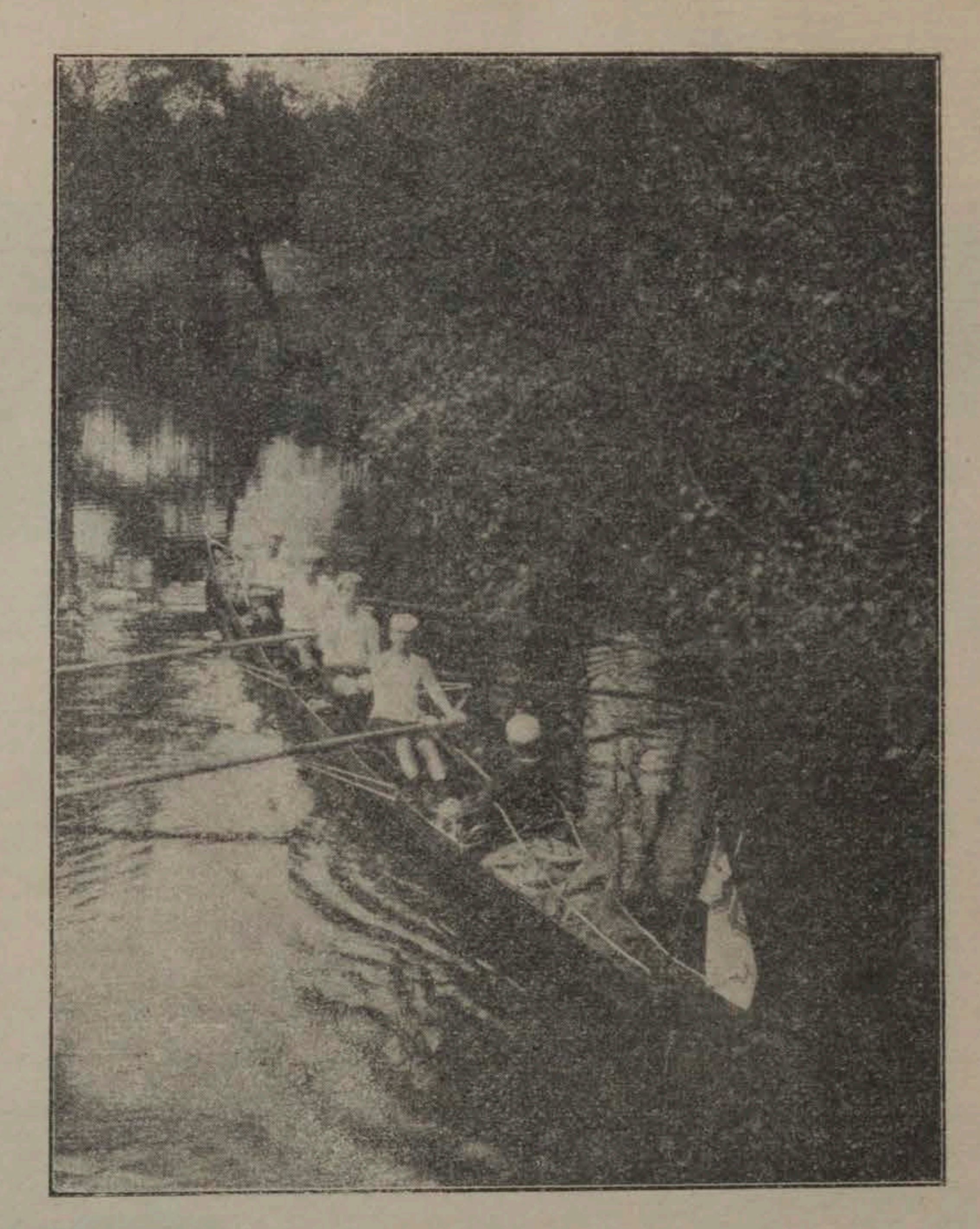
Wenn wir die Leistung jüdischer Kaufleute in Deutschland beurteilen und in ihrer Wirkung auf das gesamte deutsche Wirtschaftsleben abschätzen wollen, so müssen wir zunächst ein wenig die jüdische Psyche zu ergründen suchen. Der Jude ist ein bewegliches, ein durchweg nervöses Element. Er ist, infolge einer — sei es angeborenen, sei es im Laufe der Jahrhunderte mit ihren unerhörten Anforderungen an seine geistige Elastizität erworbenen — Feinfühligkeit für kommende Konjunkturen und Zeitwenden, seines hochentwickelten wirtschaftlichen Tastgefühls, seines schnellen und zumeist sicheren Blickes für Zukunftsaussichten und Gewinnmöglichkeiten, aber auch durch eine gewisse Freude am Großzügigen und sogar am Waghalsigen, vor allem aber auch durch eine stark ausgeprägte Abneigung gegen jedes Schematisieren und gegen alles in seinen Ausdehnungs- und Gewinnmöglichkeiten Begrenzte, der geborene Kaufmann. Kaufmann in dem Sinne des vom spekulativen Einschlag nicht freien (wenn Spekulation rechtzeitige Erfassung und zeitige Einstellung auf mögliche Gewinnaussichten bedeutet), sich nicht an vorgezeichnete Entwicklungslinien bindenden, eigene Wege gehenden, geistig produktiven Mannes. Im allgemeinen paßt der Jude kaum zum Beamten, weil ihm ein stufenmäßiges Aufrücken, das dem Mittelmäßigen zumeist die gleichen Chancen bietet wie dem Bedeutenderen, widerstrebt. Weil er es schwer erträgt, einen sorgsam vorgezeichneten Lebensweg vor sich zu sehen, dessen Meilensteine im allgemeinen auch mit stärkster Kräfteanspannung nicht schneller zu passieren sind, als es die auf den Durchschnitt zugeschnittene Vorschrift will. Weil es ihm, der zweitausend Jahre lang genötigt war, sich in jeder Gesellschaft, in jedem Staat, erst durch die Gewalt besonderer Leistungen seinen Platz zu bahnen, im Blute liegt, sich aus eigener Kraft Bahn zu schaffen — dann aber auch in der geheimen Hoffnung uneingeschränkter Auswirkungsmöglichkeiten. Diese Grundstimmung aber und die Abwesenheit der den Musterbeamten ausmachenden Eigenschaften prädestinieren ihn zum wagenden und zum bahnbrechenden Großkaufmann.



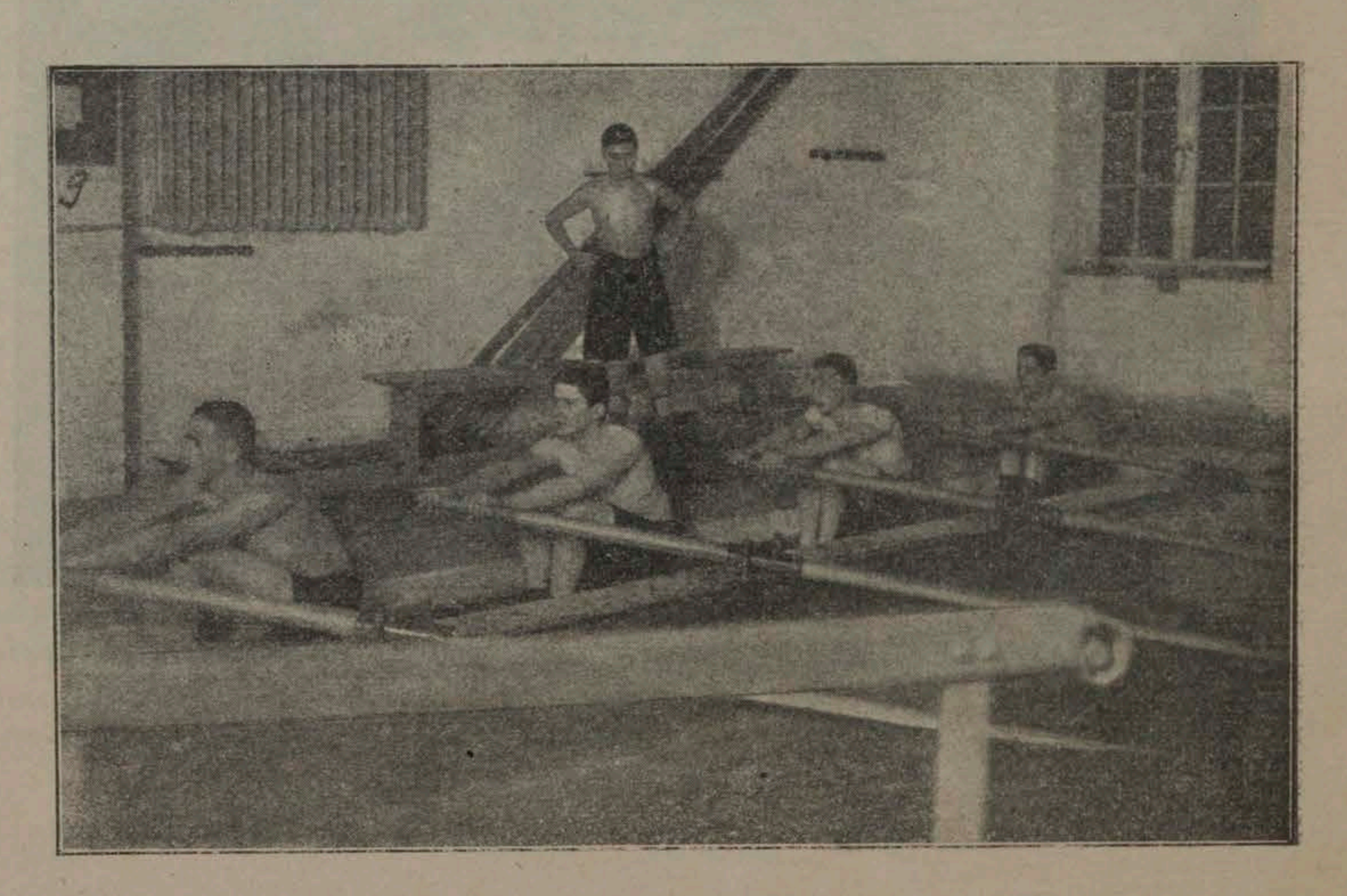
Bar=Kochba=Berlin
beim Stafettenlauf Stadion=Stern



Erfolgreiche Stafette des J. T.=V. Bar Kochba=Berlin



Vierer in der Löcknitz
Ruder=V. J. St.



Kastenrudern
Ruder=V. J. St. und I. R. C. Ivria

Es bedurfte für den, der Deutschlands Wirtschaftsgeschichte kennt, nicht des — trotz seiner Schwächen vielfach grandiosen — Sombartschen Judenbuches, um den Eindruck zu vertiefen, daß die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands in einem, gemessen an der absolut und relativ so kleinen Zahl deutscher Juden, geradezu staunenerregenden Umfange durch jüdische Kaufleute gefördert worden ist. Instinktiv war den deutschen, noch lange bis in die Neuzeit hinein in zünftlerischen Anschauungen steckenden Kaufleuten wohl stets das Wesen des Juden unsympathisch. Denn der Jude hielt sich nicht sklavisch an einen Erwerbszweig lebenslang gebunden, er klammerte sich nicht bureaukratisch an das im geschäftlichen Leben Ueberlieferte, er sprang vielmehr bald hierhin, bald dorthinüber und griff in andere, schnell von ihm in ihren Grunderfordernissen erfaßte Berufszweige über, in denen er lohnende Aussichten winken sah. Trotzdem oder gerade deshalb sind die Fernwirkungen jüdischen Unternehmungsgeistes gewaltig groß geworden. Das ganze Land zog unendlichen Nutzen aus ihnen, und gewiß ist Deutschlands wirtschaftliche Entwicklung durch das jüdische Element um Jahrzehnte beschleunigt worden.

Es gibt wenige Gebiete des Handels, denen nicht der deutsche Jude die Ausdehnungsmöglichkeiten geweitet hat. Nur nebenbei sei darauf hingewiesen, daß die ersten deutschen Eisenbahnen mit Rothschildschem Gelde finanziert wurden, und daß auch die Eisenbahn- und Industrieprojekte des kühnen Abenteurers Strousberg dem Lande mehr Nutzen als Schaden gebracht haben. Die Arbeit eines Emil Rathenau auf dem eigentlichen und den Grenzgebieten der Elektrotechnik, eines Albert Ballin um den Ausbau und die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Passagierschiffahrt, sind auch dem sonst wirtschaftlich Unorientierten bekannt. Juden, wie Tietz, Wertheim, Jandorf, Embden, waren es, die mit ihren Warenhausschöpfungen für die Geschmackskultur und die billige Bedürfnisbefriedigung des Mittelstandes, aber auch für die Ausbildung der Angestelltenschaft und die Heranbildung zahlreicher selbständig zu disponieren gewöhnter Beamter viel und immer Neues getan haben. Dabei war das Warenhaus keineswegs, wie von seiner Konkurrenz durchweg behauptet wurde, unsolide und deshalb billig; sondern es baute sich nur auf dem neuen Prinzip auf, durch Ausschaltung des Großhandels die Ware direkt vom Erzeuger zu beziehen und sie so dem Publikum verbilligt um das Verdienst des ersten Zwischenhändlers direkt zuzuführen. Ein Gedanke, der, angesichts der Notwendigkeit, kostenersparend und möglichst rationell zu arbeiten, in der Zukunft in dieser und jener Form wohl auch sonst für unsere Wirtschaft nutzbar gemacht werden wird. — Die Rolle, die die deutschen Juden im Bankwesen gespielt haben und teilweise noch spielen, ist ebenfalls bekannt. Ohne

den Kredit der Rothschilds war in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts eine Anleihe irgend eines deutschen Staates nicht zu placieren. In Frankfurt, Hamburg, Berlin, Breslau, Köln und verstreut über das ganze Land saßen kapitalkräftige, jüdische Bankfirmen, die zum Teil neben dem eigentlichen Bankgeschäft den Handel mit Wolle, Holz, Zucker, Textilien betrieben, Handel und Industrie kreditierten und sich auch unter den Gründern der ersten deutschen Aktienbanken befanden. Besonders häufig war die Verbindung des Bankgeschäfts mit dem Getreidegeschäft. Aber auch das reine Getreide- und Produktengeschäft war während des vorigen Jahrhunderts, ebenso wie der Handel mit Metallen, fast ausschließlich in jüdischen Händen. Von dem Bekleidungsgewerbe und dem Handel in künstlerischen Antiquitäten, mit Pferden, Schlachtvieh, Leder, gilt dasselbe.

Heute liegen die Dinge schon ein wenig anders. Die fortschreitende Konzentration, die die Spargelder des Publikums und die flüssigen Mittel der Geschäftswelt immer mehr von den Privatbankiers fort in die Kassen der sich ständig dehnenden Aktienbanken leitete und auch in anderen Erwerbszweigen die Zusammenballung des Kapitals zu Aktiengesellschaften brachte, drängte auf den meisten Gebieten die Tätigkeit selbst des weit über das Durchschnittsmaß hinausragenden Einzelkaufmanns zurück. Die Höhe des Geschäftskapitals begann die persönliche Note auszugleichen, der Prozeß der Schematisierung begann. Es kam hinzu, daß allmählich auch der deutsche Kaufmann vom jüdischen gelernt hatte, daß der Jude vielfach, nachdem er seine Rolle als unfreiwilliger Lehrmeister ausgespielt hatte, als entbehrlich bei Seite geschoben wurde. Ueberall da, wo der Schematisierungsprozeß schon weiter fortgeschritten war, gelang das ohne weiteres. Selbst im Bankgewerbe konnte man sich den Luxus antisemitischer Angestelltenpolitik leisten, kamen viele nichtjüdische Firmen auf, seitdem Zweige, die speziell auf die sprunghaft schnelle jüdische Art zu arbeiten eingestellt waren, wie z. B. das Arbitragegeschäft, durch die Vervollkommnung der Verkehrsmittel und auch durch die Börsengesetzgebung mehr und mehr an Bedeutung verloren hatten, während gleichzeitig das rein buchhalterisch-beamtenmäßige Element, seinen Einzug in die Banken hielt. Zwar gelangte auch eine Anzahl von Juden in die Direktorenkabinetts der Banken und Industriegesellschaften, saß dort sogar an hervorragender Stelle. Es genügt, neben den Namen der schon erwähnten Ballin und Rathenau, den von Karl Fürstenberg zu nennen, der den interessanten Typ einer Börsen- und Industriebank in der „Berliner Handelsgesellschaft" schuf. Das heißt einer Bank, die nicht, wie die übrigen Großbanken, den Wettlauf um die Depositengelder des Publikums mitmachte, sondern die durch besonders enge finanzielle Verbindung mit wenigen aber großen und meist mehr als Geldgeber denn als Kredit-

nehmer in Betracht kommenden Industriekunden ihr Mittel stärkte und die sich zur Plazierung ihrer industriellen Emmissionen nicht der Werbearbeit der Depositenkassen, sondern der Börse und der Provinzbankiers bediente. In den anderen Großbanken sitzen Männer — tüchtig und angesehen, wenn auch weniger originell als Fürstenberg — wie Mankiewicz, Wassermann und Heinemann (Deutsche Bank), Salomonsohn (Diskontogesellschaft), Jüdell (Dresdner Bank) sowie viele getaufte Juden, wie Gutmann (Dresdner Bank), der sein Unternehmen durch schicksalsschwere Jahre zur Blüte führte. Aber es stiegen die Stufenleiter zur Spitze des Aktienturms doch nur wenige empor, während dafür ungleich größere Kreise, die vor sechzig Jahren, in kapitalärmeren, aber für die Einzel-Initiative günstigeren Zeiten, große Auswirkungsmöglichkeiten gehabt hätten, heute auf einen engen Raum beschränkt worden sind. Diesen doch noch immer relativ Bedeutenden ergeht es in der Einengung ihres Arbeitsradius so wie den ungezählten Niederen, der Masse der jüdischen Kleinkaufleute, die insbesondere im Handel mit Vieh und ländlichen Produkten in Verbindung mit dem Geldleihgeschäft durch die in den letzen Jahrzehnten gewaltig erstarkten Raiffeisen- und Schultze-Delitzsch-Genossenschaften (im Osten des Reiches durch die polnischen Genossenschaften und Kreditbanken) aus dem Sattel gehoben worden sind. Wie ihre größeren Brüder durch die Assoziation des Großkapitals, so sind sie durch die Zusammenfassung der Gelder der „kleinen Leute", durch das gleiche Prinzip der Konzentration im Wirtschaftsleben ausgeschaltet worden.

Die jüdischen Bankiers und Kaufleute teilen dieses Geschick im allgemeinen mit den übrigen, mit dem gesamten nicht aktiengesellschaftlich organisierten Mittelstand, nur daß sie weit mehr als die nichtjüdischeBevölkerung unter dieserUmschichtung leiden, weil sie all diese Berufe in viel höherem Grade durchsetzt hatten, als es ihrem zahlenmäßigen Anteil am deutschen Volk entsprach, da ja die soziale Struktur des deutschen Judentums überwiegend auf die Betätigung in Handelsberufen eingestellt war. Außerwirtschaftliche Ursachen kamen hinzu, um die Position der deutschen Juden weiter zu schwächen: Taufe und Mischehe haben zahlreich große und gutfundierte Familienunternehmungen allmählich jüdischen Händen entwunden. Es sei im Bankgewerbe nur an die großen Firmen Mendelssohn & Co., Oppenheimer in Cöln, Hardy & Co. in Berlin und an das nur zum Teil noch und auch da in der letzten Generation in jüdischem Besitz befindliche Bankhaus Bleichröder erinnert.

Kein Zweifel, daß der jüdische Einfluß als solcher im deutschen Wirtschaftsleben wohl im Schwinden begriffen ist, da Kapitalkonzentration die private Initiative bedroht und das deutsche Judentum selbst immer mehr auseinanderfällt. Dessen ungeachtet aber können die von tatkräftigen Juden ausgegangenen

Wirkungen nicht vergehen. Allzuviel von den Untermauerungen und Grundsteinen, die das Gebäude der deutschen Volkswirtschaft stützen, ist von Juden herbeigetragen, als daß es je in Vergessenheit geraten könnte. Vor allem aber der kaufmännische Geist, der nicht ins Krämerhafte und Kleinliche ausartet, der zwar nicht gern alles auf eine Karte setzt, aber auch das Risiko als zum Handelsbetrieb gehörend, nicht scheut. Der weithin laufende Fäden geschickt anzuknüpfen weiß und den wirtschaftlichen Bedürfnissen nicht nur des Augenblicks, sondern auch der näheren Zukunft ein blitzschnelles Erkennen und vorauseilendes Verständnis entgegenbringt. Der mit sprichwörtlicher Freigebigkeit seine Gewinne dazu benutzt, Kunst und Wissenschaft zu fördern und sein Herz und seinen Geldbeutel vor ins Unglück geratene Standesgenossen nicht verschließt — dieser jüdisch kaufmännische Geist, diese glückliche Mischung von Willensstärke, Intellekt und fein entwickelten Instinkten, ist so leicht nicht niederzuringen. Gerade ihn braucht das neue wiederaufstrebende Deutschland so nötig wie das tägliche Brot. Die Klugheit und Geschicklichkeit des jüdischen Kaufmanns, dessen Beziehungen Ozeane überspannen und Ländergrenzen überbrücken, ist imstande, dem niedergebrochenen Lande bei der ungeheuer schwierigen Aufgabe der allmählichen Wiedereinflechtung in die Maschen der Weltwirtschaft unersetzliche Dienste zu leisten. Im deutschen Interesse liegt es, nicht durch Fortsetzung des alten unwürdigen Systems der Begünstigung von Judentaufen und Assimilation die Auflösung der deutschen Judenschaft zu beschleunigen und den jüdischen Geist durch Rassenvermischung untauglich für die seiner harrenden Aufgaben zu machen. Und die deutsche Staatsraison erfordert es weiter, zu versuchen, die in der Ostjudenpolitik im Kriege vom alten Regime begangenen schweren Fehler wieder halbwegs gut zu machen, indem die deutsche Weltpolitik dem nationalen Charakter der Judenfrage gerecht wird. Denn nur so kann die Sympathie der im Kriege schwer enttäuschten jüdischen Massen sich Deutschland je wieder zuwenden, ohne deren Entgegenkommen auch der deutsch-jüdische Kaufmann, will er für sein Land weltwirtschaftliche Arbeit beginnen, ins Leere greifen muß.

Berlin **Hans Goslar**

Antisemitismus

Aus einem Aufsatz vom Jahre 1915

Die jüdischen Kreise, die sich vornehmlich mit der Bekämpfung des Antisemitismus beschäftigen, haben niemals den ernsthaften Versuch gemacht, die inneren Gründe des Antisemitismus zu begreifen. Den Mut zu der Erkenntnis, daß Antisemitismus nicht nur ein Mißverständnis, nicht nur eine zufällige, zeitliche Strömung ist, kann auch niemand aufbringen, dem der Mut zu seinem Judentum fehlt.

Was hat es nur in Wahrheit mit diesem Antisemitismus für eine Bewandtnis? Beruht er wirklich auf Gründen und ist er demnach durch Gründe zu widerlegen, ist er nur eine vorübergehende Welle? Wird er durch die fortschreitende Kultur und Gesittung beseitigt, ist er vielleicht nur eine spezifische Erscheinung gewisser europäischer Länder, während andere von ihm frei sind?

Zunächst sei wiederum daran erinnert, daß der Antisemitismus uralt ist, so alt, wie das jüdische Volk. Seine Gründe waren zu allen Zeiten andere. Anders wurde die Judenfeindschaft im Altertum, anders im 19. Jahrhundert begründet. Die Christen meinten, man müsse an den Juden den Tod des Stifters des Christentums rächen, die Juden erklärten, daß diese Begründung der Berechtigung entbehre, und führten Beweise, daß sie an jenem Tode unschuldig seien. Aber ehe es ein Christentum gab, regte sich aus verschiedenen Gründen im römischen Imperium die Judenfeindschaft. Heute suchen die jüdischen Assimilanten die Gründe des Antisemitismus in kulturellen und vornehmlich in wirtschaftlichen Erscheinungen und bieten alles auf, die neu erkannten Gründe zu entkräften. Sie reden von der Entstehung des Antisemitismus, von seinem Schwächerwerden, und sind davon überzeugt, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo die Grundlosigkeit der Abneigung gegen die Juden allgemein erkannt sein wird; denn alle Gründe der Antisemiten beruhten auf Böswilligkeit oder Unwissenheit.

Keiner der Gründe für den Antisemitismus, nicht einmal alle denkbaren Gründe zusammengenommen, machen aber sein

Wesen aus. Niemals hassen Menschen aus Gründen. Die instinktive Abneigung ist das Primäre, und alle Begründungen stellen sich je nach den Umständen ein. Der überzeugende Nachweis von der Grundlosigkeit des Judenhasses bewiese nur, daß der Haß echt ist. In allen Zeiten starker religiöser Erregung gibt es religiösen Antisemitismus, in Zeiten starker wirtschaftlicher Spannung wirtschaftlichen Antisemitismus und so fort. Es ist aber immer dasselbe Gefühl, das nur eine andere Ausdrucksform gewinnt.

Woher kommt nun diese Abneigung gegen die Juden? Ist wirklich das Entsetzliche wahr, daß es sich hier um eine Erscheinung handelt, die ihresgleichen in der Geschichte der Menschheit nicht findet, daß nur die Juden von diesem ewigen, unerträglichen Haß verfolgt werden? Das ist gewiß nicht der Fall. Zwischen Menschen verschiedener Art gibt es überall in der Welt Spannungen: zwischen allen Völkern herrscht ein Fremdheitsgefühl, das unter gewissen Bedingungen zur Abneigung wird. In normalen Zeiten wird die Spannung zwischen den Nationen deutlich nur an den nationalen Grenzen empfunden, wo die dauernde menschliche Berührung verschiedener Volkselemente den nationalen Kampf immer aufs neue erzeugt. Der Gegensatz der Nationen äußert sich vornehmlich als Randspannungsgefühl. Die nationalen Zentren bleiben unberührt. Die Nationen verstehen und würdigen sich in der Fülle ihrer Leistung. Sie hassen sich an der Peripherie ihrer Territorien.

Auch der Antisemitismus ist nichts anderes als ein höchst intensives Randspannungsgefühl. Ueberall bilden die Juden Grenzen, überall berühren sie sich mit den anderen, nirgends gibt es einen Ort, wo jüdisches Leben in unberührter Kraft sich entwickelt, wo die Fülle der Leistungen entsteht, die auch von Fremdesten gewürdigt werden kann. Deshalb ist der Antisemitismus für uns nicht der Haß, sondern die Verachtung, die unzweifelhaft in ihm liegt. Daß wir allzu fremdartig sind, daß wir dem Orient entstammen und durch ihn zu einer mit keiner europäischen zu vergleichenden religiös-nationalen Kultur gebildet worden sind, hat ferner mit dazu beigetragen, daß das antijüdische Randspannungsgefühl sich mit Verachtung mischte. Für den europäischen Antisemitismus ist es charakteristisch, daß jede unangenehme Erscheinung des öffentlichen Lebens auf das Konto der Juden gesetzt wird. So wird man vielleicht noch einmal behaupten, daß sie die wahren Schuldigen am Weltkrieg sind, so werden alle peinlichen Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens ausschließlich dem jüdischen Einfluß zur Last gelegt.

Die antisemitische Stimmung ist in allen Ländern der Welt gleich. Nur der Ausdruck dieser Stimmung ist verschieden. Die Stärke des Antisemitismus ist zunächst von der Zahl der Juden

in einem Lande abhängig. Je mehr Juden vorhanden sind, desto deutlicher ist er. In einem Lande schlägt man uns tot, in einem andern kränkt man uns an der Ehre. In einem versagt man uns die formelle Gleichberechtigung oder schließt uns tatsächlich von zahlreichen Berufen aus, in einem anderen, wo Juden jede Staatsstellung erreichen können, sind sie gesellschaftlich boykottiert. Ob man den Antisemitismus spürt, ist immer nur eine Frage des Feingefühls der Juden. Nicht auf die Aeußerungen des Antisemitismus kommt es an, sondern auf die innere Stimmung der Umgebung. Der nicht „geradezu lebensgefährliche", taktvoll verborgene Antisemitismus, den wir nur zu gut kennen, ist nicht weniger schlimm, als der laut lärmende, uns körperlich vernichtende.

Nie ist ein Kampf mit schlechteren Mitteln geführt worden, als der sogenannte Kampf gegen den Antisemitismus. Er ist in Wahrheit nichts anderes, als ein Kampf gegen den Semitismus, gegen die jüdische Eigenart der Juden selbst. Man unterschied berechtigten oder unberechtigten Antisemitismus. Berechtigt schien der Antisemitismus gegen die schlechten jüdischen Eigenschaften, und man hielt, in Uebereinstimmung mit den Antisemiten, jüdisches Wesen überhaupt für eine schlechte Eigenschaft. Durch dauernde Kapitulation von dem Antisemitismus suchte man ihn zu besiegen. Feige Mimikry war die erprobteste Waffe in diesem Kampfe. Daß die geistigen Führer des deutschen Volkes größtenteils judenfeindlich empfunden haben, wurde äußerlich bestritten. Der Antisemitismus mußte als eine Seuche dargestellt werden, von der nur anrüchige Elemente befallen werden können. Dennoch aber durfte man sich auch den „vorurteilslosen" Nichtjuden gegenüber, mit denen man zusammenkam, nicht in prononzierter Weise zu erkennen geben. Auch den Namen Jude legte man ab und empfand es als einen Beweis von Respekt, wenn man schonend als ein Mitbürger mosaischer Konfession bezeichnet wurde. Daß die Juden ein Volk sind, durfte beileibe niemand erfahren. Als während des Krieges eine Broschüre von Binjamin Segel erschien: „Der Weltkrieg und das Schicksal des jüdischen Volkes", da wurde auf die Intervention israelitischer „Größen" hin der Titel der schon erschienenen Schrift in folgender Weise geändert: „Der Weltkrieg und das Schicksal der Juden". Dieser „kluge Schachzug" kennzeichnet die Methode des Kampfes gegen den Antisemitismus. Wie kann jemand die Stirn haben, sich über Verachtung zu beklagen, der sich selbst so verächtlich ist, daß er seinen Namen und sein Volk verleugnet! Wen will man übrigens täuschen? Sogar die Selbstverleugnung dürfte nur den Dümmsten gelingen.

Die Wirklichkeit unserer jüdischen Sonderart ist der wahre Grund des Antisemitismus. Der Antisemitismus ist ein Zeichen dafür, daß wir

noch immer eine wirkende Gemeinschaft sind. Unsere Sonderart wird von den anderen empfunden. Somit gibt es auch nur eine Form des Kampfes gegen den Antisemitismus: uns denen, die uns hassen und verachten, mit unserer jüdischen Eigenart entgegenstellen. Bitte um Schonung wird uns noch verächtlicher machen. Die Garantie, daß man uns in unserer Würde nicht antastet, können wir uns nur durch leidenschaftliches Betonen unserer jüdischen Persönlichkeit schaffen. Auch im Kampfe gegen den Antisemitismus haben wir die große Lehre des Krieges zu beherzigen, daß es nur darauf ankommt, sich durchzusetzen. Das beste Argument gegen alle Verleumdungen sind die aus innerer unbesiegbarer Kraft geborenen Erfolge. Also gibt es gegen den Antisemitismus nur eine Waffe, das Judentum selbst. In dieser Waffe müssen wir Meister werden, mit ihr bewehrt, vermessen wir uns, sogar des jüdischen Antisemitismus Herr zu werden.

Zur Liebe kann man niemand zwingen, am wenigsten durch Bitten und Entschuldigungen, aber Respekt kann der Mutige, Selbstsichere jedem andern abzwingen. Wir Zionisten können täglich feststellen, daß wir uns, gerade weil wir mit jüdischer Offenheit den anderen gegenübertreten, aufrichtige Freunde erwerben und dem jüdischen Namen Achtung verschaffen. Tief deutsch empfindende Männer fühlen, daß wir die ersten Juden sind, mit denen sie aufrichtig und männlich sprechen können. Die wahre Achtung für unsere Gemeinschaft werden wir uns allerdings erst dann erringen können, wenn wir wiederum zu eigener Leistung gelangen. Der Schaffende kann gehaßt, aber niemals verachtet werden. Das Zusammenfassen aller jüdischen Kräfte zur großen Tat des neuen jüdischen Lebens in Palästina, an dessen Glanz und lebendigem Schaffen ein jeder Jude sein Teil hat, das bedeutet die Ueberwindung der furchtbaren Verachtung der Jahrtausende.

Berlin Kurt Blumenfeld

Kriegserlebnisse

I

Entwicklung zum Zionismus

Ein Feldbrief

Da ich den heutigen Abend Dir widmen wollte, so will ich Dir auch erzählen, wie ich zum Zionismus kam, da es vielleicht nicht gar zu viele gibt, die so ganz unbeeinflußt dahin gelangt sind. Im Elternhause habe ich keine positiv jüdische Erziehung genossen. Ich besuchte wohl die Religionsschule und lernte Hebräisch lesen, mehr aber auch nicht. Die Lehrer verstanden es nicht, in mir das Verlangen nach intensiverer Betätigung und Freude am Hebräischen zu erwecken. Die Freitag-Abende, die ich recht oft im Tempel verbrachte, waren für mich dagegen eine seelische Stärkung und brachten mich dem Judentum etwas näher. Das Gegenteil aber bewirkten die hohen Festtage. Mag sein, daß ich nicht den richtigen Gottesdienst gefunden hatte, aber es geschah nichts, was mich innerlich packen oder ergreifen konnte. Sicherlich hatte die Art des Gottesdienstes und das wenig andachtsvolle Beten der Gemeinde auch Schuld daran. Jedenfalls war mir ein wirkliches Beten, eine Verbindung mit Gott in dieser Atmosphäre nicht möglich. Im Osten habe ich das gesehen, was ich unter Gottesdienst verstehe, jenes Verlangen nach einer Aussprache mit Gott, jenes inbrünstige Beten, das, ohne Rücksicht auf die Umgebung, seinen Schmerz und seine Freude vor Gott ausbreitet. Dieses nicht einem Pflichtgefühl oder einer Religiosität, sondern einem heißen Sehnen nach Gott entsprungene Beten habe ich mit großer Freude und Genugtuung bei unseren Blutsbrüdern im Osten recht oft — auch nicht überall — angetroffen. Von Antisemitismus habe ich in meiner Jugend nicht viel bemerkt. Nur in meinem Elternhause neigte man sehr schnell dazu, einen Christen, der einen jüdischen Witz etc. erzählte, einen Antisemiten zu nennen. Ich habe überhaupt die Ueberzeugung, daß mit diesem Worte viel gesündigt wird. Es ist für uns vielfach schon ein Schlagwort geworden, das oft und gern angewandt wird.

Als der Krieg ausbrach, trat ich in den ersten Tagen des August als Infanterist ins Heer ein. Im Oktober 1914 ging's

ins Feld. Wir kamen nach dem Osten. Hier sollte nun ein persönliches Erlebnis mein ganzes Wesen, meine Ansichten und Ueberzeugungen gänzlich verändern. Wir kamen bei unserem Rückmarsch von Iwangorod nach Zarki, einem kleinen Städchen, das zum größten Teile von armen polnischen Juden bewohnt war. Ich lernte sie kennen, in all ihren Wesenseigentümlichkeiten. Es betrübte mich, zu sehen, unter welch traurigen Verhältnissen sie ihr Leben fristen mußten und welchen Einfluß dieses Leben auf ihren Charakter und ihren Geschäftsgeist hatte. Da kam der Freitag Abend heran. Ich wohnte mit einem Teil meiner Korporalschaft bei einem armen alten Juden, der in zwei kleinen unsauberen Stübchen mit Frau und fünf Kindern hauste. Jetzt mußten sie sogar alle mit einem Stübchen vorlieb nehmen. Als ich abends an meinem Kommißbrot zehrte, hörte ich nebenan beten und die Neugier veranlaßte mich, mit hineinzugehen. Ich betete mit ihnen. Sie waren alle sichtlich überrascht, daß ich ihnen so gut folgen konnte. Nach dem Ende des Abendgebetes gestand ich ihnen, daß ich die hebräischen Gebete nicht übersetzen könne, ja von vielen Gebeten nicht einmal den Sinn verstände. Danach gab es das Abendessen, bestehend in einem kleinen Stück Fisch (für zwei zu wenig)! Als ich den alten Juden fragte, wie es denn möglich sei, daß sie davon satt werden könnten, sagte mir der Greis: „Uns hat schon das Beten gesättigt. Unser Gebet, die Liebe zu Gott und die Hoffnung auf bessere Zeiten in unserem Lande hilft uns über den Hunger hinweg.“ Als ich ihn fragte, was er mit den besseren Zeiten in unserem Lande meine, antwortete mir der Jude mit jenen unvergeßlichen Worten: „Ihr da im Westen kennt diese Sehnsucht nicht, Ihr habt Geld und seid glücklich. Statt uns zu helfen, spottet Ihr unser. Das Geld, was Ihr uns schickt, das gelangt nicht zu uns und hilft uns auch hier nichts. Schafft uns lieber eine Heimat, wo auch wir frei und ohne Furcht leben und glücklich sein können. Ihr habt die Mittel dazu. Glauben Sie mir, wir Juden können noch mehr, als Geschäfte machen. Gebt uns nur den Spaten und ein Stück Land dazu und Ihr sollt Wunder erleben.“ Seinen Jargon und die schwärmerische Begeisterung kann ich ja nicht in Worten schildern. Ich war tief ergriffen. War vieles dabei auch übertrieben und allzu optimistisch gedacht, aber ich hatte hier zum ersten Male den jüdischen Wunsch nach Arbeit in Zion kennen gelernt und tat nun in Zukunft alles, um den zionistischen Gedanken dieses Juden näher zu kommen. Als ich später Pinskers Autoemanzipation las, wurde ich in meinem Wunsche noch bestärkt, für mein Judentum persönlich einzutreten und mitzuhelfen an der Verwirklichung dieses Wunsches des alten Juden. Erst zwei Jahre später trat ich ins K. J. V. ein. Gespräche mit Bundesbrüdern und Lektüre ließen mich schnell in das Streben und Wirken des K. J. V. hineinfinden. Seit kurzem habe ich auch in Raths hebräischem

Lehrbuch zu arbeiten begonnen, doch geht es nur sehr langsam vorwärts. Es fehlt mir die nötige Konzentration, und dann will ich im Rath nur arbeiten, wenn ich persönlich das Verlangen habe, in einer freien Stunde Hebräisch zu lernen. Dieses Studium soll mir mehr sein, als die bloße Erlernung einer neuen Sprache. Es soll mich mit meinem Judentum fester verbinden. —

C. F.

II

Ostjuden

Wer nach vierjährigem Frontdienst das Glück hat, mit gesunden Gliedern nach Hause zu kommen, der hat ehrlich das Bestreben, den Krieg mit all dem, was er gebracht hat, tunlichst zu vergessen. Um Entbehrungen, Strapazen und Gefahren legt zwar die Erinnerung ihre versöhnenden Schleier, aber es bleibt noch genug von Alltäglichem und Kleinlichem übrig, woran man am liebsten nicht mehr rührt. Es wurde ja für uns Juden bald klar, daß wir auf verlorenem Posten standen, daß es für unseren jüdischen Menschen nichts zu gewinnen gab, aber wir glaubten doch für eine gerechte Sache der Menschheit unser Leben zu opfern, bis auch daran die Zweifel aufstiegen und uns die ehrenhafte Erfüllung unsrer Pflicht innerlich so schwer machten. Ich habe draußen oft gute Kameradschaft erfahren, aber grade dann, wenn sie sich zu vertiefen begann, wurde mir die Verschiedenheit bewußt, mit der ich im Gegensatz zu den anderen, den Nichtjuden, die Dinge ansah. Trotz aller äußeren Geselligkeit fühlte ich mich doch immer fremd und darum denke ich mit Dankbarkeit der Stunden zurück, die ich in Rußland in jüdischen Familien verlebte; sie waren mir draußen ein Stück Heimat.

Es kann sein, daß darin der Grund liegt, wenn ich die Ostjuden durch eine gefärbte Brille sehe, wie man mir oft vorwirft; und doch glaube ich in meinem Urteil gerecht zu sein, wenn man überhaupt von einer Mehrzahl von Eindrücken aus verallgemeinern darf. Möglicherweise habe ich mit meinen Bekanntschaften großes Glück gehabt, aber ich glaube, die widersprechenden Meinungen, denen man häufig bei jüdischen Soldaten begegnet, haben einen mehr subjektiven ols objektiven Grund. Wenn man allerdings an die Ostjuden den Maßstab des Ritters sans peur et sans reproche anlegt, wie viele Juden aus Deutschland es aus Furcht vor dem Vergleich seitens ihrer christlichen Kameraden taten, dann findet man gewiß viel Schatten und wenig Licht. Es ist mir aufgefallen, daß der gewöhnliche christliche Soldat ein viel verständnisvolleres und wohlwollenderes Urteil hatte, weil ihm die-

ser gänzlich unsinnige Wertmesser naturgemäß abging. Ich habe versucht, den Ostjuden in seinem Gebahren aus den Verhältnissen heraus zu verstehen, bin, wo sich mir die Gelegenheit bot, ihm innerlich nahegetreten und habe daraus nicht nur intellektuellen Nutzen gezogen, sondern verdanke ihnen auch seelische Stunden, die mir Oasen in der Wüste dünkten. Ich möchte erwähnen, daß ich nur Gelegenheit hatte, Litauen, die Ukraine und, sehr flüchtig, Polen kennen zu lernen.

Wenn unsere Assimilanten von der vermeintlichen Höhe ihrer westeuropäischen Kultur auf die Ostjuden mit Verachtung herabsehen, so zeugt das von grenzenloser Oberflächlichkeit. Ebenso unberechtigt ist es, wenn man sie in gewissen zionistischen Kreisen mit einem Nimbus umgibt und sie als der Entwicklung Ziel darstellt. In der Selbstverständlichkeit ihres Judeseins sind sie uns zweifellos überlegen, aber die Macht der unglückseligsten Verhältnisse hat sie in vielem doch derart beeinflußt, daß sie noch manche Wandlungen erfahren müssen, um den ersehnten Typ des neuen jüdischen Menschen darzustellen.

Wenn man über die Ostjuden auf Grund von Kriegserfahrungen urteilt, darf man nicht vergessen, daß die Okkupation heteronome Verhältnisse geschaffen hat, die nicht ohne Einfluß auf die Juden geblieben sind. Durch die Besetzung wurde zunächst jedes wirtschaftliche Leben abgedrosselt, was für die dichtbesiedelten jüdischen Städte eine Katastrophe war. Bei der gerade dem Ostjuden eigentümlichen Anpassungsgabe an veränderte Verhältnisse gelang es wohl einem Teile, sich seinen Lebensunterhalt zu sichern, doch durfte er in der Auswahl des Erwerbes nicht sehr wählerisch sein. Die als Wucher empfundene und verschriene Preissteigerung war als Risikoprämie nur allzu gerechtfertigt bei der Häufigkeit der — euphemistisch gesprochen — Requisitionen, die in Wahrheit Beraubungen und Erpressungen waren. Trotz der Geschäftigkeit vermochte ein großer Teil der Juden nicht dem Elend zu entgehen. Durch eine reiche Familie in Wilna, die eine großzügige Hilfsaktion organisierte, erhielt ich Gelegenheit, einen Einblick in die trostlosen Verhältnisse zu gewinnen. Tatsächlich ist es vorgekommen, daß jüdische Mädchen sich aus Hunger für ein Brot hingegeben haben. Wer wagt, über sie den Stab zu brechen?

Auch der Ostjude ist ein Mensch wie alle Menschen, in seinem Gebahren dem Milieu, insbesondere den sozialen Verhältnissen unterworfen. Der russische, der litauische, der polnische Jude unterscheiden sich sozusagen genau proportional dem sozialen Druck von einander, was Lebens- und Denkart anbetrifft. Deshalb die einen für besser als die anderen, und gar uns Westjuden für die besten zu halten, zeugt von Naivität. Wie oft habe ich an Heines „Prinzessin Sabbath“ denken müssen! Ich glaube, daß der Jude in rauheren Verhältnissen zwar ein rauheres

Kleid anlegt, daß er aber in seinem inneren Wesen immer der nämliche bleibt. Der Jude nach außen beginnt und hört auf bei der Haustür. Derselbe Jude, der einem auf der Straße ein Paar minderwertige Hosenträger anzudrehen versucht, kennt keine Geldwertung, wenn man als Gast über seine Schwelle tritt. Die Tatsache, daß man Jude ist, genügt ihm, um mit geradezu rührender Gastfreundschaft die oft recht dürftige Habe zu teilen. Wenn manche jüdischen Soldaten andere Erfahrungen gemacht haben, dann lag es daran, daß sie sporenklingend zu den Juden in die Wohnung kamen und nur nebenbei erwähnten, daß sie auch Juden seien. Hiergegen war man berechtigterweise mißtrauisch; denn die christlichen Soldaten hatten sehr bald gemerkt, daß man als Jude sehr viel erreichen konnte und scheuten sich nicht, sich als solche auszugeben. Ich lag eine Nacht im Quartier bei einer armen Lehrerswitwe in dem ausgeplünderten Grajewo mit mehreren Kameraden. Meine Mitteilung, ich sei Jude, wurde nur konstatierend aufgenommen, aber als ich den kleinen Sohn ergriff, ihn über sein hebräisches Wissen befragte und mich dann über die wirklich erstaunten Kenntnisse zu der Mutter lobend aussprach, da war der Bann gebrochen. Sie setzte mir vor, was sich nur auftreiben ließ, ja, blieb des nachts auf, um Weißbrot zu backen und es mir am nächsten Tage mitzugeben. Das ein Beispiel für viele. Wenn ich an Sabbathen oder Feiertagen in jüdischen Häusern war, dann konnten selbst manche ungewohnten äußeren Formen es nicht verhindern, daß ich mich wohl und heimisch fühlte, etwas wie Luft des Elternhauses verspürte.

Die Zeit der russischen Revolution verbrachte ich auf dem westlichen Kriegsschauplatze und kam erst 1918 wieder nach dem Osten zurück, und zwar nach der Ukraine. Wenn auch die Revolution hinsichtlich der nationalen Autonomie keineswegs alle Hoffnungen erfüllt hatte, so war doch ein starkes öffentliches nationales und politisches Leben bei den Juden eingezogen. Propaganda und Agitation konnten sich ungestört entfalten, zeitigten frisch arbeitende Organisationen und erweckten besonders die Jugend zu frischem und starkem Wollen. Ein neuer Geist zog ein, trotz des Widerstrebens der Orthodoxie. Ich hörte die Rede eines alten Rabbi, der gegen moderne Bildung eiferte, ja sogar die hebräische Sprache, die im öffentlichen Verkehr immer mehr an Umfang gewinnt, bekämpfte, weil er in ihr mit Recht einen Feind des alten Chedergeistes witterte. Aber der geringe Beifall, den diese Ausführungen selbst bei den Aelteren fanden, zeigte mir, daß der neue nationale Geist sich nicht mehr aufhalten läßt. Den reichsten Genuß bereitete mir ein Besuch des Turnvereins Makkabi in Pinsk am Roschhaschanah 1918. Ich hatte nur Gelegenheit, die Mädchenabteilung zu sehen. Daß bei den bestehenden Anschauungen eine Mädchenabteilung möglich war, war für mich eine freudige Ueberraschung; die Leistungen selbst und der frische,

frohe Geist der Mädchen ein Grund zu dankbarem Staunen. Und wie ich aus Palästina die Gewißheit mitnahm, daß der starke Geist der Juden sich auch in aller Verzerrung erhalten hat und unter besserer Sonne wieder reiche Früchte zu tragen vermag, so waren mir diese singenden und turnenden Ostjudenmädchen ein Beweis, daß alles, was an Unschönem dem Juden anhaftet, nur äußere Tünche ist, daß neben dem Geistigen auch Körperfreude im Juden lebt, daß nach Horebs Wort, wenn wir wollen, für uns Juden nichts ein Märchen ist. Wenn man mir damals dankte für das Lob, das ich gerne spendete, so war eigentlich ich es, der zu danken hatte, denn den Glauben an die unversiegbare Kraft unsres Volkes war in mir gewachsen.

Danzig Kurt Rosenthal

Zwei jüdische Romane

I

„Und das Krumme soll eben werden"*)

Unerwartet macht der Jüdische Verlag die Freunde schöner Erzählungen mit einem Dichter bekannt, der ohne krampfhafte Geste und nach außen gewandter Bemühung sein Werk mitten in das universale Schrifttum stellt, als ein gleichwertiges unter die gezählten Bücher von bleibendem Wert, deren sich die heutige europäische Literatur rühmen darf. Die Erzählung „Und das Krumme soll eben werden" erschöpft ihre Vorzüge nicht in dem, was sonst den Uebersetzungen ostjüdischer Literatur in Europa eine Zeit lang Beachtung verschafft hat. Meist war das ein Stoffliches: die Absonderlichkeit der geschilderten Zustände, das verblüffend Fremde und altertümlich Gebundene ihrer Menschen und Sitten, nicht zuletzt die in den Himmel strebende feierliche Geschlossenheit des Volkslebens, das in den Werken der Perez, Asch und Pinski den Hintergrund bildete und manchmal übersehen ließ, wie wenig glücklich und rein hier die Gesetze der epischen und dramatischen Dichtung gemeistert wurden. Diese zufälligen Vorteile hat jeder Schilderer farbenreicher fremder Stämme vor dem Dichter des Okzidents voraus, da doch im zivilisierten Westeuropa kaum mehr ein Winkel ist, der nicht längst seinen Gestalter fand und seitdem die schlimmen Spuren der Regulierung und Verödung des Volkslebens an sich hat.

Es ist bezeichnend für den besonderen Wert der Agnonschen Erzählung, daß man diese von selber sich einstellenden Nebenwirkungen besonders anzumerken gar nicht versucht ist, wenngleich sie hier reiner und vollendeter als anderswo zur Geltung kommen. Du sprichst von ihnen zu allerletzt, wenn du schon alle wahren und dauernden Qualitäten erkannt und überdacht hast

*) Und das Krumme wird gerade. Von S. J. Agnon. Jüdischer Verlag, Berlin, 1918. Preis 4,50 M.

und dann wahrnimmst, wie klug und besonnen die Hand zu ordnen wußte, die dir diese fabelhaften Menschen und fremden Dinge wie Freunde und deinesgleichen hinstellt. Da pocht dein Herz wie das ihre; ihre Trauer und ihre Tröstung senken sich auf dein Gemüt; gewiß, ein besseres Gewand deckt dich und deine Gleichnisse reden eine dünnere Sprache; die Weisheit, die dich nährt, riecht noch nach dem aufdringlichen Firnis unerprobter Kultur und hat selten den Duft der letzten und Urdinge. Wenn du aber ein empfängliches Herz in dir weißt, wird es dir weit und froh in diesem Buch entlegener Menschen und verschlossener Gebräuche, und du selber, seiest du Christ oder Heide, gehst in den großen Frieden dieses Menasche Chajim ein, als seist du es, der in den Gräbern der Friedhöfe Wohnung nahm.

Solches begegnet uns in der ostjüdischen Literatur zum ersten Male, daß eines ihrer typischsten Werke, das in jeder Zeile die Prägung der alten Gemeinschaft trägt, sich ohne Zwang dem Allgemeinen öffnet und das Menschliche in einer rührenden und ganz großen Weise aufnimmt.

Wie oft bedauerten wir es, daß selbst Mendele, dieser begnadete Erzähler, häufig noch anderes wollte, als gestalten und dichten, und der Zeit und ihren geringen Bedürfnissen in seine Bücher Einlaß gab. Da waren Stellen, wo er sein Gebilde bis zu einem Grade heraufgeführt hatte, daß sie sogleich in das Zeitlose eingehen konnten, und wo er dann matt blieb wie ein Sittenrichter und ihnen lehrhaft vielerlei Gewichte anhängte. Wir sahen auch, wie andere sich einen Ausweg aus der heimischen Enge suchten. Sie verlegten den Schauplatz in eine fremde Umwelt von etwas verwachsenem Europäertum und gerieten hier nur noch tiefer in die Wirrnis äußerlicher Kunstübung: in die Themen und Probleme, die in den Kaffeehausstuben westlicher Großstädte verhandelt werden, in den Schwall modischer Schlagworte und Theorien, die wiederum durch Stoffliches und durch Rezepte die mangelnde innewohnende Echtheit ersetzen wollten; wenn sie dann im übrigen Europa bereits diskreditiert sind und neue Moden sie ablösten, feiern sie im ostjüdischen Schrifttum häufig eine verspätete Auferstehung.

Die Wurzeln von Agnons Kunst stehen nicht in diesen Einöden. Sie reichen tief herab in jene guten Gründe, die seit Homer noch alle großen Erzähler genährt haben.

Das schlichte Leben eines galizischen Händlers, das hier erzählt wird, verläuft in einer vergangenen Zeit, in den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts, aber so, wie die Erzählung gestaltet ist, hat sie nichts gemein mit den im Kern meist unwahrhaften antikisierenden Versuchen, die uns den historischen Roman so belanglos werden ließen. In der Rede, in der Agnons Menschen sprechen und geschildert werden, ist nichts gewollt Altertümliches; sie beschränkt sich nicht etwa auf die Formen der Darstellung, wie sie zu der Zeit, da die Geschichte sich zuträgt, von guten Erzählern geprägt wurden. Sie versucht auch nicht Milieuhaftigkeit vorzutäuschen, sondern hat den freien, gewichtigen Tonfall der geschlossenen guten Zeiten des Erzählertums. Vor allem: sie ist eminent episch. Es kommt überhaupt nicht vor, daß der Hergang streckenweise vom Dialog getragen wird, um aus dieser dem dramatischen Dichter gemäßen Ausdrucksform Tempo, Rythmus und Farbe herzunehmen. Dialogartiges ist selten, meist nur an den gesteigerten Stellen verwandt; die Sätze werden dann überaus realistisch gestaltet, aber sie sind nicht der Gasse nachgezeichnet, sondern stehen bei all ihrer Treffsicherheit wie Schmuckstücke in dem getragenen Bericht. In den sind die engen Zuständlichkeiten des Ostjüdischen gelassen hineingenommen. Wenn Agnon sie dann hinstellt, diese Vierellenwelt, sie ausweitet und erhöht, verliert selbst das Banale seine Stumpfheit. Was äußerlich in der Geschichte vor sich geht, ist doch eine Kette von Alltäglichkeiten. Da wird gehandelt und gebettelt; Menasche und sein Weib holen sich den Unbeschnittenen in den Laden und mühen sich, an ihn die Ware abzusetzen; die Verarmten verbergen ihre Not hinter den schönen Kleidern und allerlei Schlichen; Menasche erwacht aus der Trunkenheit und sieht sich auf dem abgebrochenen Jahrmarkt — das sind gewiß recht gewöhnliche Situationen. Und doch

hat jede auf besondere Weise uns beglückt und uns das Märchenhafte schauen lassen, da das gestaltende Wort des Dichters ihnen das Eintägige, Durchscheinende nahm und Glanz der Dauer darum breitete. Denn dies alles steht nicht seiner selbst willen da, beiläufig oder um die registrierende und zerfasernde Virtuosität des Schildernden zu bezeugen, sondern eine weise Hand holt gerade dieses aus der Fülle der Erscheinungen; da wird es nun dem Ablauf die Erzählung innerlich verbunden und erhält aus dem Seelischen, das es begleitet und bildhaft werden läßt, einen echten Sinn.

Der anekdotische Hergang sei ganz kurz angedeutet: Menasche Chajim, ein ehrsamer Jude aus Buczacz kämpft mit Kreindel, seinem Weib, tapfer gegen den Verfall von Geschäft und Habe an. In der schlimmsten Not, da ihnen schon der Hunger in den Stuben sitzt, entschließt sich der Mann, nach der Sitte frommer Verarmter, vom heimischen Rabbi einen Empfehlungsbrief zu nehmen, und geht damit auf lange Wanderschaft; vielleicht wird er genug fromme Gaben zusammenbringen, um zu Kreindel, die im Elend zurückbleibt, heimzukehren und aufs neue einen ehrlichen Handel aufzutun. Die Pein des Bettlertums setzt ihm hart zu, nur langsam mehren sich die Gaben und die Hoffnung will ihm schwinden. Da tritt in einer schlimmen Stunde der Versucher an ihn heran und Menasche verkauft den Brief des Rabbi an einen schlauen Schnorrer. Er will aber nicht mit ledigen Händen vor sein Weib treten; da er wieder Geld bei sich weiß, treibt es ihn eilig nach Jaslowitz, auf dem großen Jahrmarkt Ware und alles Nötige zu beschaffen. Wie er dort zur Sättigung einen Imbiß nehmen will, übermannen ihn der Hunger und die Erinnerung der guten Zeiten. Er hält ein maßloses Gelage ab und in der Trunkenheit verliert er das schwer errungene Geld. Während jetzt Menasche seinen Leidensweg wieder aufnimmt und in großer Reue ein neues Vertrauen auf das Gelingen seines Bettelns faßt, ist der neue Besitzer des Briefs, noch ehe dieser ihm etwas einbrachte, im Rausch hingerafft worden. Die ihn im Bethaus tot antrafen, ließen ihn einscharren und sandten zum Zeichen des Todes den Empfehlungsbrief an die vermeintliche Witwe, die in Verzweiflung der Heimkehr harrte. Als sie sich nun frei wähnte, nahm sie die Werbung eines trefflichen Mannes an und fand ein reichliches Auskommen. Nach einiger Zeit soll sie einem Sohne das Leben geben, in denselben Tagen, da Menasche der hoffnungslosen Wanderung ein Ende machte. Wie er in Buczacz anlangt, erfährt er von einem andern Bettler, daß zu Ehren des Neugeborenen ein Festmahl bereitet werde, und erkennt die unselige Verknotung seines Schicksals. Da nimmt er es auf sich und wandert, ein Namenloser, wieder über das Land, damit ihn der Tod bald ereile. Er wird ein Freund der Friedhöfe und der offenen Gräber und findet, da Schwäche ihn zum Verweilen nötigt und ein schlichter Totengräber ihn bei sich behält, eines Tages einen neuen Grabstein vor, und auf ihm seinen Namen. Der Stein sollte den Leichnam des schlauen Schnorrers bergen; mit Pracht und Liebe hatte ihn Kreindel errichten lassen. „Und der Wächter," (so endet die Erzählung), „der in der Geschichte Bescheid wußte, die wir oben erzählt haben, verstand es, den Grabstein für den aufzustellen, der seiner würdig war, und gab Namen und Andenken in Israel Menasche Chajim, dem Priester, der dahinging ohne Kinder. Und als der bestimmte Tag kam, da stand Kreindel Tscharne auf Menasche Chajims Grab und Tränen fielen auf seine Asche."

Diese in der bloßen Aufzählung unverwickelt und übersichtlich erscheinenden Vorgänge sind nun in eine Fülle von Leben hineingestellt und werden immer wieder abgelöst von eingefügten großen Anekdoten und in epischer Breite ausladenden Schilderungen der Gastmähler, des Jahrmarkts und vieler Judengruppen. Dermaßen klar und in allen Teilen so vorzüglich abgewogen und gegliedert ist aber die Erzählung, daß selbst in dem Gedränge der Nebensituationen ihr Gefüge sich nicht verschiebt. Breit mündet sie in den Schlußteil ein, der die innere Gewalt der ruhig ausströmenden Geschehnisse süß in sich sammelt. — Der minder begabte Dichter, der sich mehr auf äußere Spannung als auf die Eindringlichkeit seines Erzählens verläßt, wäre hier anders verfahren. Die Geschichte des heimkehrenden Gatten, der sein

Weib an der Seite eines andern vorfindet, ist doch bereits in allen denkbaren Abwandlungen behandelt worden. Der Konflikt, der um die Doppeltvermählte sich erhob, wurde dann meistens in äußerem Geschehen, in Gewalttat und Streit der Lösung zugeführt. Hier ist es wohl zum ersten Male, daß die Wirrnis und ihre Entknotung dem äußeren Geschehen entzogen sind; sie werden zu Stufen, um die Geschehnisse ganz ins Seelische und Sittliche hinaufzuführen und das Menschwerden eines Armseligen ergreifend zu vollenden.

Nicht weniger eindringlich für die prägende Art dieses Dichters zeugt seine Ausgestaltung von Gleichnis und Anekdote zu tragenden Teilen des Berichts. Es ist natürlich, daß bei den Ostjuden wie bei allen Orientalen diese Formen der Erzählung eine bedeutsamere Rolle spielen, als bei den jüngeren europäischen Völkern, deren geistige und kulturelle Geschichte vielleicht niemals einen ähnlich gesetzmäßigen, allen Volksgenossen verständlichen und teueren Niederschlag in festgeprägten Sätzen und Geschichten finden wird. Ihre Epik wird dadurch eintägiger, sie flüstert nur, während in den Bildern der andern die Jahrhunderte rauschen. In der ostjüdischen Erzählung wiederum sind diese Formen bisher traditionell angewendet worden, kaum einmal wie ein spezifisches, reicher Entfaltung fähiges Kunstmittel, meistens nur zur Steigerung der Komik oder der Schwere einer Situation. In Agnons Buch sind Gleichnis und Anekdote jedesmal unaussprengbar in den Ablauf der Erzählung eingefügt. Sie häufen sich niemals um eine bereits geschilderte Begebenheit, sondern führen selbständig und in reizvoller Weise die gegenständliche Schilderung weiter. Als die beiden Eheleute in die schlimmste Not geraten, erzählt Agnon nicht des Breiteren von ihrem Gottvertrauen, sondern er schiebt die Geschichte vom Balschem, dem Pächter und dem Kosaken ein. Dort, wo ein Virtuose der expressionistischen Novelle das Treiben der Bettler hinzeichnen würde, steht bei Agnon die unvergeßliche, noch in der Erinnerung unser Lachen erzwingende Geschichte von dem Herrn Ensel-Schmensel und seinem Bettler. Und dann die Geschichte vom Kosnitzer Rebben und dem Dieb, an jener entscheidenden Stelle, da Menasche Chajim sich zum Bettlertum entschließen soll, und noch ungezählte Gleichnisse und Anekdoten derselben prägenden Art. Der Fluß der Erzählung erhält durch diese eingefügten idyllischen Szenen zugleich eine in ihren angenehmen Wirkungen schwer schilderbare Abwechslung, er ist nicht mehr gradlinig, sondern windet sich wie um viele schöne Inseln in anmutigen Schleifen fort. Dadurch wird die epische Distanz, die bei diesem Dichter wie kaum bei einem andern Zeitgenossen streng gewahrt ist, merkbar vergrößert. Wir gehen vielleicht heute in der Verwendung der neu erfundenen Kunstmittel, zumal der psychologischen, allzuweit und merken nicht, daß ein späteres Geschlecht unsere oft naive Freude an diesen Errungenschaften nicht mehr teilen wird, daß ihm in den Erzählungen auch der uns werten Dichter der Zeit vieles zu sehr bis zum letzten Winkel angefüllt, durch Worte, Bilder, Sinnbilder und Vergleiche gehäuft vorkommen mag. An Agnons Buch wird wohl auch der Nachgeborene die weise Oekonomie bewundern. Es sei hier erinnert an die natürlichen, ungezwungenen Verkürzungen, wenn die Erlebnisse von Jahren in einem Satze zusammengezogen werden, worauf dann die Erzählung in der neuen zeitlichen Ebene mühelos fortschreitet.

Bei der Formulierung und Begründung meines weiteren Urteils nötigt mich mancherlei zur Zurückhaltung. Die ostjüdische Epik ist mir in ihrem hebräischen Zweig nur dürftig bekannt; auch meine Vertrautheit mit dem Hebräischen ist noch nicht derart, daß mir über das Schöpferische der sprachlichen Leistung, über des Dichters Erfindungen in der rhythmischen und plastischen Gestaltung des Hebräischen ein Urteil zustände. Dennoch ließ sich an den Abweichungen, die die viel später entstandene deutsche Ausgabe gegen den Erstdruck des Originals aufweist, ohne Mühe erkennen, welch gewissenhafter und beharrlich den gültigsten Ausdruck erstrebender Künstler Agnon ist.

Auf die Uebersetzung, deren Vorzüge dazu nötigen, ihr einen längeren Abschnitt zu widmen, kann nur in gedrängter Form hingewiesen werden. Man

mag sie den wenigen mustergültigen Uebertragungen aus fremden Literaturen, über die das deutsche Schrifttum verfügt, als gleichwertig rühmen; zugleich richtet sie ein Beispiel für die Forderungen auf, die gegen jede Uebersetzung hebräischer Werke zu erheben sind. Die Schwierigkeiten, die hier vorliegen, sind bekannt. Sie stammen zum großen Teil aus der Heterogenität des sprachlichen Materials. Fast jede hebräische Phrase schwimmt mit einer schweren und doch immer gefügigen, schnell wendbaren Fracht historischer und gedanklicher Atmosphäre daher. Wie soll man aber im Deutschen Worte des gleichen Fluidums hernehmen? Zum andern Teil liegt das Scheitern der meisten bisherigen Uebersetzer an der zunehmenden Verpöbelung der Schreibkunst. Wer irgend einmal zu politischen oder anderen Zwecken Deutsch geschrieben hat und nebenher etwas Jiddisch oder Hebräisch versteht, hält sich für befugt, uns ostjüdische Kultur zu vermitteln und liefert nun Uebersetzungen, die selten auch nur das grob Stoffliche des Originals in das Deutsche übertragen. Die Uebertragung, die hier Max Strauß geglückt ist, ist von anderer Art. Sie vermag es so eng das Wesenhafte des Originals festzuhalten, daß selbst der des Hebräischen Unkundige aus den deutschen Sätzen beständig, wenn auch dumpf, das mächtige Gefüge und die reiche Sinnfälligkeit unserer alten Sprache heraushören mag. Sie ist natürlich in einem fehlerlosen, richtigen Deutsch verfaßt, an dem die Kühnheit der Wendung ständig erfreut, aber eine „schöne", geglättete Sprache im Sinne der Zeitungsschreiber ist das selbstverständlich nicht. Sie zeichnet mit der letzten Treue dem Hebräischen seinen Ausdruck nach (die Rede tat sich ihm ab; und die Schar der Erinnerungen sprang von den Enden der Zeit herbei und sie erhoben ihre Mäuler gegen ihn wie freche Hunde, und er fuhr mit Entsetzen auf und drückte die Hände ans Herz; da erbrauste der Tisch, und der Stuhl schütterte, und die Krüge und Gläser klangen, und die Becher brachen in Jubel aus, und auch die Fässer öffneten den Mund und sprachen ein Lied; da knarrte seine Seele in ihren Angeln; sein Inneres rauschte); sie verkürzt nirgendwo, ersetzt nicht das gegenständliche, aber breite Bild durch die abgegriffene Phrase, teilt auch nicht die für das Hebräische typischen, bollwerkhaften Sätze artig in übersichtliche Gruppen ab, sondern nimmt ihren vollen, ruhigen Atem ungehindert in das Deutsche hinüber.

Dies also ist ein seltenes Buch und wert, alle Menschen zu entzücken, die Dichtung ihrer selbst willen zugetan sind. Da wir seine Vorzüge lediglich aus dem Epischen hervortreten ließen, sind wir gegen den Verdacht einer kleinlichen Betrachtungsweise gefeit, wenn wir, so gewaltsam das reinen Gebilden der Kunst gegenüber zuerst scheinen mag, eine auf anderer Ebene erfolgende Nebenwirkung verzeichnen, die dieses Buch durch seine bloße Existenz hervorrufen mag. Wir wissen ja und es kränkt uns, daß unser altes, starkes Volk dem Nichtjuden nicht minder als seinen Entwurzelten, dazu auch vielen, die sich national-jüdisch nennen, nur in abscheulicher Verzerrung bekannt ist. Dagegen vermag alle Publizistik, wie meisterhaft und gerecht sie auch die Sache der Geschmähten führen will, nicht aufzukommen. Ein Buch wie dieses jedoch, ein Werk reiner Kunst, aus dem, ungewollt, erhaben und für alle Zeit sich das Bild der Volksgemeinschaft rundet, wird vielleicht das Wunder zustande bringen und manchen überraschten Zeitgenossen darüber nachsinnen lassen, welch hoher Adel und welch unantastbare Gesittung über diese galizischen Juden kommt, wenn ein Dichter sie anschaut. Sonst müßte man an diesem Europa und an der Menschlichkeit seiner Bewohner noch mehr verzweifeln. Fritz Mordechai Kaufmann

---

II

Fischke der Krumme*)

Man weiß nicht, was an diesem kleinen Buche des unlängst verstorbenen ostjüdischen Ghetto-Dichters am meisten zu bewundern ist: die rührende Einfachheit, mit der diese Geschichte empfunden, oder die fast raffinierte Technik, mit der sie erzählt wird. In meisterhaft kunstvollem Aufbau, der etwa an die Rahmenerzählung gepflegtester deutscher Erzähler, an Gottfried Kellers „Sinngedichte“, oder an Arnold Zweigs Claudia-Novellen gemahnt, wird hier eine Fabel wiedergegeben, die man nur mit primitivsten Worten nacherzählen kann und die ihren Schimmer und zarten Glanz verliert, sowie man ihr im engen Rahmen einer Besprechung Grenzen und Konturen anweisen will. Immerhin sei so viel gesagt, daß uns der Dichter in die tiefste Schicht jenes armen, gedrückten Judenvolkes hineinführt, das in den kleinen Städten Polens und Galiziens sein seltsam erniedrigtes, dem Mammon und der Thora gleicherweise geweihtes Leben führt, in die Schicht der jüdischen Bettler, Schnorrer, Luftmenschen, Batlonim usw., für die es bezeichnenderweise so unendlich viel Namen gibt. Fischke der Krumme, der Held — jawohl: der Held — des Romans hat schon lange im Badehause zu Glupsk ein stilles, bescheidenes und zufriedenes Dasein geführt. Sein Amt war es, die Wäsche zu beaufsichtigen, sein Lebensunterhalt bestand aus den Almosen, die er dafür einnahm, seine Freude in den Gesprächen mit den Bürgern, die sich gern mit dem Buckligen unterhielten. Alles wäre gut gewesen und noch jahrelang so weiter gegangen, wenn man ihn nicht unglücklicherweise überredet hätte, eine blinde Bettlerin zu heiraten und nach kurzer Zeit mit ihr auf die Wanderschaft zu gehen. Die anfänglich sehr glückliche Ehe leidet bald unter dem zänkischen Charakter des Weibes. Sie drängt ihren Mann dazu, sich einer Art von jüdischer Zigeunerbande anzuschließen, die aus der Bettelei einen organisierten Erwerb gemacht hat, mit Wagen und Pferden von Ort zu Ort zieht und meist aus gesunden, kräftigen Burschen besteht. Besonders tut sich unter ihren Angehörigen ein starker, rothaariger Kerl hervor, der die Blinde bald ihrem Mann vollständig abspenstig macht und sie für seinen Erwerb ausnützt, während Fischke selbst immer mehr herabgestoßen wird und herabsinkt. Nur eins richtet ihn auf und läßt ihn alle körperlichen und seelischen Qualen ertragen, die er von den anderen durch Prügel und Schimpfreden zu erdulden hat: die reine Liebe zu einer buckligen Leidensgefährtin, die ebenso wie er als Spielball und Lockmittel des Mitleids herumgestoßen wird und sich doch ihr warmes Herz und ihr reiches jüdisches Gemüt bewahrt hat. Es ist mit so zarten Farben geschildert, wie allmählich aus dem gemeinsamen Gebrechen und Leid wirklich Mitleid wird und wie dann die Blume Liebe keusch und schüchtern aus all diesem Wust von Schmutz, Elend und Verkommenheit hervorblüht. Fischke versucht nun, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, um die Bucklige zu heiraten und mit ihr ein neues, stilles und glückliches Leben zu beginnen. Es wirft ein außerordentlich interessantes Schlaglicht auf die mannigfach gemischten Kulturzustände des östlichen Judentums, daß selbst in diesem tief herabgesunkenen Milieu der Gedanke an eine Entführung mit Entschiedenheit abgelehnt und alles von der gesetzlichen und rechtlichen Scheidung abhängig gemacht wird. Nachdem Fischke endlich durch die größten Opfer an Geld und Arbeitskraft sich an das Ziel seiner Wünsche gelangt glaubt und seine Frau in die Scheidung einzuwilligen scheint, da trifft ihn ein neuer Schlag. Auf das Betreiben des Rothaarigen hin, reist die Gesellschaft hinter seinem Rücken ab und nimmt die Bucklige mit, so daß er nun ganz allein auf Gottes weiter Welt steht. Nach mannigfachen, meist recht unangenehmen Aben-

---

*) Fischke der Krumme. Ein jüdischer Roman von Mendele Mocher Sforim. Deutsch von Alexander Eliasberg. Verlag R. Löwit, Wien u. Berlin, 1918. Preis: 5,50 M.

teuern in der großen Stadt Odessa und anderswo schlägt er schließlich den Rückweg nach seiner Heimatstadt, nach Glupsk ein, und findet unterwegs im Walde das geliebte, nie vergessene Mädchen wieder. Ihr ist es unterdessen nicht gut gegangen, aber noch mehr hat sein Weib, die Blinde, leiden müssen, die der Rothaarige sehr schlecht behandelt und dann verlassen hat. Und weiter erzählt Fischkes Freundin, daß sie noch immer bei der Bande sei, die ganz in der Nähe ihr Quartier aufgeschlagen habe. Die Bettler begrüssen den unliebsamen Gast mit Schimpfreden und Stockschlägen, so daß er nun endlich beschließt, mit der Buckligen zu entfliehen. Er verabredet eine alte Schenke als Treffpunkt, aber wieder haben die seltsamen Liebesleute Unglück. In eben derselben Schenke nämlich hält der Rothaarige mit seinem Helfershelfer eine Beratung über vergangene und künftige Schandtaten ab; sie entdecken den Bräutigam auf dem Dache der Schenke, und er entgeht nur durch das tapfere Dazwischentreten des verkrüppelten Mädchens dem sicheren Tode, da ihn der Rothaarige überwältigt hat und erstechen will. Aber es ist ihm nicht allzuviel dadurch geholfen, denn er wird nun auf der Bank gefesselt allein gelassen, während der Verbrecher unter schauerlichen Flüchen mit dem Mädchen abzieht.

Diese ganze Geschichte erzählt Reb Fischke selber und zwar erzählt er sie seinem Befreier, dem Bücherhändler Reb Alter Jaknhas, der seine Fesseln durchschnitten hat, und dessen Kollegen Reb Mendele. Zwischen diesen beiden Geschäftsleuten ist schon mancherlei vorgegangen. Sie haben sich im Straßengraben getroffen, als sie am 17. Tammus, dem Fasttage, mit ihrem Bücherwagen unterwegs waren, vor Hitze und Hunger einschliefen und mit ihren Gefährten umkippten. Sie sind aus derselben Stadt und so verbringen sie den Tag gemeinsam, handelnd und plaudernd, fahrend und rastend; wir lernen sie kennen und gewinnen sie lieb; besonders aber Reb Mendele wächst uns ans Herz. Sicherlich nicht zufällig hat der Dichter dieser wunderbaren Gestalt seinen eigenen Vornamen gegeben: So voll lachenden Weinens, voll tragischen Humors und voll versöhnender Güte betrachtete auch Mendele Mocher Sforim die Welt, die Welt der Juden nämlich. Sein Buchhändler und Philosoph, der immer, wenn wir seinen klug-naiven Bemerkungen noch lange lauschen möchten, mit dem Worte abbricht „Doch davon will ich nicht sprechen“, er ist die eigentliche Hauptgestalt des Buches, obwohl wenig mit ihm geschieht; aber er berichtet uns die ganze Geschichte, denn auch Fischkes Erzählung wird von ihm wiedergegeben, er ist am Anfang da und auch am Ende, und seine Auffassung von den Dingen der kleinen und großen Welt ist es, die uns maßgebend erscheint. Reb Alter aber, sein Kollege, ist keineswegs frei von Schuld und Fehle; er hat seine Frau im Stich gelassen und mit ihrem kleinen Mädchen verstoßen; nun entdeckt er zu seinem größten Entsetzen, daß Fischkes Erzählung sich auf sein eigenes Kind bezieht, auf seine Bejle. Da schwört er, nicht zu Frau und Kindern zurückzukehren, bevor er sein Mädchen nicht wiedergefunden habe, und jagt mit seinem Wägelchen so schnell davon, wie es der dürre, lahme Gaul nur hergeben will. Die beiden anderen aber, Mendele und Fischke, fahren nun endlich nach Glupsk ein, denn man muß wissen, daß die ganze Erzählung Fischkes während der Fahrt stattfand, erst auf Mendeles und dann auf Alters Wagen. —

Nun habe ich doch den Inhalt wiedergegeben und nicht einmal vollständig: es fehlt die Geschichte, wie den beiden Bücherhändlern ihre Pferde von eben derselben Bettelbande gestohlen werden, der auch Fischke angehört hat; es fehlen Mendeles merkwürdige Erlebnisse auf dem Polizeibüro, wo ihm die eine graue Peje abgeschnitten wird, die Begebenheit auf dem Jahrmarkt und in der Schenke, und es fehlt vor allem, was nur die Lektüre des Kunstwerkes selbst geben kann: der poetische Hauch, der darüber liegt, die zarten Naturschilderungen, die tief humorvollen Vergleiche, die wehmütige Rolle des bleichen Mondes, die weisen und verschmitzt-melancholischen Lebensbetrachtungen. Es fehlt die Musik des Buches, jener langhin klagende, unendlich gedehnte Ton, der in jedem Worte zittert und klingt.

Dieser Ton wird jeden Leser stark und tief ergreifen; uns ist er mehr als nur ästhetische Erschütterung. Wir fühlen bei all diesen Menschen den Herzschlag brüderlichen Blutes und grüssen sie, die armseligen Buchhändler oder Bettler im Polenlande; wir wissen, daß Juden zwar zeitlich und räumlich getrennt sein können, daß wir aber durch eine ewige Vergangenheit und eine ewige Zukunft unlöslich miteinander verbunden sind. S.

Jüdische Helden*)

Wenn wir heute, an der Schwelle einer neuen Zukunft, uns zurückwenden und umschauen nach der Arbeit, die bisher in Palästina in treu vorbereitendem Pionierdienst geleistet wurde, so fällt unser Blick in tiefer Dankbarkeit auf viele jüdische Gräber. Dort liegen jene Helden, die unsere aufblühenden Kolonien gegen die räuberischen Ueberfälle der Araber mit ihrem Leben schützten, die sich freudig, ohne Rausch und in heiligster Nüchternheit, opferten für eine heiß erfehnte, nicht mehr erlebte größere Zukunft. Diesen Männern ist ein Gedenkbuch gewidmet, das von der Palästinensischen Arbeiterpartei Hapoel hazair in hebräischer Sprache herausgegeben wurde und nun auch weiteren Kreisen durch eine deutsche Uebersetzung zugänglich gemacht worden ist.

Man könnte allerdings darüber streiten, ob es angemessen war, das Andenken der tatkräftigen, herben und nicht sehr redseligen Männer, die für unser Volk, die für jeden einzelnen von uns den Opfertod gestorben sind, auf eine so wortreiche, eine immerhin so literarische Art zu ehren, wie es in dem Buche Jiskor geschieht. Man könnte die Frage aufwerfen, ob es nicht einen unseligen Rückfall in die Zeiten unserer Uebergeistigkeit und blutlosen Schwäche bedeutet, wenn man sich beeilt, aus Taten Worte und aus Gräbern Bücher zu machen. Diese Bedenken wären berechtigt, wenn nicht wir Leser die Gewähr übernehmen würden, daß wir jenes Werk in einem anderen Geiste lesen als irgend ein beliebiges. Bei uns liegt es jetzt — nicht mehr bei den Verfassern und Herausgebern —, dieses Gedenkbuch zu einem wirklichen Ehrenmal zu machen. Wehe uns und wehe den Toten, falls ihre Lebensarbeit und ihr Sterben uns nicht mehr sein sollte, als ein ästhetischer Genuß. Wenn wir aber mit dem gebührenden Ernste an jede Zeile herangehen, dann sind die Wächter der jüdischen Ehre nicht umsonst gefallen; wenn wir uns ihren Geist und Willen aneignen, wenn wir ihn zu lebendiger Tat auswirken lassen, dann können sie im Laufe der Zeiten zwar wieder namenlos werden und ihr persönlicher Ruhm mag verblassen, aber sie hätten für alle Ewigkeit mehr gewonnen als äußere Ehre: sie lebten fort in uns und unserem Lande.

Um uns nun diesen ihren Geist anzueignen, genügt es nicht, ihn in seiner Größe gefühlsmäßig und bewundernd zu erfassen, sondern wir müssen auch im einzelnen sagen können, wie er sich auswirkt und worin er besteht. Denn von uns selbst verlangt man und verlangen wir nicht allgemeine Vorsätze oder schwungvolle Programme, sondern Betätigung dieses Geistes durch Arbeit. Deshalb wird es vielleicht nützlich sein, einzelne Gestalten des Buches in ihrer ganzen Verschiedenheit zu betrachten, und dann ihr Gemeinsames, eben jenen Geist festzustellen.

Da ist Berl Schweiger, der aus Odessas ärmlichster und engster Gasse stammt und in dessen zwanzig Jahren sich Uebermut und Verantwortungsgefühl seltsam mischen. Er ist ein frischer Junge, der voller Freude seine Körperkraft genießt, der sogar voll naiver Roheit im Glücksgefühl des Siegers den überwundenen Araber prügelt, und ist ein Mann, der nach schwe-

---

*) Jiskor. Ein Buch des Gedenkens an gefallene Wächter und Arbeiter im Lande Jsrael. Jüdischer Verlag, Berlin, 1917. Preis: 6,50 M.

rem Kampfe, trotz der kaum verbundenen Blutmale seiner ernsthaften Verwundung, sofort wieder an die Arbeit gehen will. In allen diesen Menschen eint sich irgendwie Gegensätzliches zur Synthese, Dualistisches zur Harmonie: Bei Berl ist es der Spieltrieb des Kindes, das den eigenen Schwerpunkt noch zu suchen scheint, mit der Selbstzucht des Mannes, der seinen und der Gemeinschaft Weg kennt.

Ein ganz anderer Typ ist Jacob Plotkin, der als wohlhabender Kaufmann im Alter von 43 Jahren herüberkommt, und sich nunmehr mit seinen Söhnen von ländlicher Arbeit ernährt. Gewiß hat es etwas Krampfhaftes, wenn er voller Stolz und Freude von „uns richtigen jüdischen Fellachen" spricht; noch ist nicht jene ungezwungene Natürlichkeit erreicht, die erst spätere Generationen von Landbewohnern ganz haben werden; aber wie rührend ist das tapfere Ausharren dieses Mannes trotz seiner Schwäche, dieser Sieg des Geistes über den Körper, der Idee über die Materie; und wie tragisch dann sein Tod, der ihn infolge Ueberanstrengung gerade an dem Tage ereilt, als er von der Verwaltung die heiß ersehnte Erlaubnis erhält, sich ein eigenes Grundstück zu kaufen. Aber Jacob Plotkin ist noch kein ganzer Jude und deshalb noch kein ganzer Mensch: ein Rest jener unendlichen Sehnsucht des Ghetto ist noch in ihm, und spricht sich darin aus, das ihm das Glück der zeitlichen Erfüllung seiner Träume allzu bewußt und auf diese Weise wieder etwas unwirklich wird und daß er allzu deutlich sein eigenes Bild vor dem geistigen Auge hat: „Siehe da! ein richtiger jüdischer Bauer neben einem richtigen Pfluge." Dieser Begriff „richtig" geht übrigens durch das ganze Buch; er zeigt in seinem frohen Erstaunen, wie weit und wie schwer der Weg ist, den wir zurücklegen müssen.

Daß wir aber nicht verzagen dürfen, sondern im Gegenteil, alles Recht zum Optimismus haben, zeigt uns Berl Clay, der Amerikaner; er ist wirklich das, was wir alle sein sollten: „ein praktischer Idealist". In ihm eint sich Wissen und Tat; er hat weder den etwas ungesunden Bildungs- und Bücherhaß des heldenmütigen, baumstarken Meir Chasonowitsch, noch die Unberührtheit, das Schweben jenseits von Gut und Böse des kleinen, schönen Moischke Barkis; er ist ebenso fern von der überschwenglichen Begeisterung und inbrünstig glutvollen Liebe zur Erde des entlaufenen Jaffaer Gymnasiasten Jizchak Turner, wie von den Gewissenskämpfen jener Jeschiwa-Schüler. Samuel Friedmann und Abraham Josef Baral. Er, Berl Clay, ist ein in sich beruhigter Mensch; er verschließt seine Augen nicht vor den Problemen, nimmt sie aber ohne ihre Schwierigkeiten zu unterschätzen, mehr praktisch als tragisch; er ist ein Arbeiter, der denkt, ein Jude, der natürlich lebt, ein Mann, dem Palästina Heimat, nur und deshalb ganz Heimat ist. So sieht der neue jüdische Mensch aus.

Auch andere Abarten dieses Typus mögen zur letzten Reinheit emporwachsen; und wenn uns auch der kaukasische Bergjude Jecheskel Nissannow etwas fremd anmutet, wenn uns besonders die gracchische Ruhe der Mutter bei seinem Tode und ihre einzige Frage „ob er sich an seinen Mördern gerächt habe?", sowie ihr „Gott sei Dank!", als sie die bejahende Antwort vernimmt, auch recht unjüdisch vorkommen mag, so darf uns das nicht allzu sehr stören. Ebenso mögen einige von uns vielleicht den fast antiken Brief von Moischke Barkis Vater als gefühllos, Berl Schweigers Peitschung des Arabers als roh oder Meir Chasonowitsch' Vorliebe für die arabischen Vollblüter und deren „Fantasias" als assimilantisch in einem neuen Sinne empfinden. Wir müssen uns indessen immer sagen, daß wir durchaus kein Recht haben, an jenem organisch wachsenden Stück Leben im einzelnen Kritik zu üben, da wir notwendigerweise mit westlichen Begriffen an Dinge herangehen, die allem, was wir kennen, völlig unvergleichbar sind. Ebenso wenig dürfen uns die mannigfach auftauchenden Probleme des Misrachismus, Poale-Zionismus und vor allem der Arbeiterfrage entmutigen; wir wollen unfruchtbares Mäkeln unterlassen, etwaige Bedenken, die nicht ausbleiben werden, still für uns vermerken, und uns lieber dem Gemeinsamen und Großen zuwenden, das durch Leben und Tod aller Gestalten des Buches hindurchgeht.

Martin Buber spricht in seinem schönen Geleitwort von Siedlung, Arbeit und Wacht, worin die äußere und innere Geschichte der neuen Gemeinschaft enthalten sei. Jene drei Worte zeigen eine Linie der Entwicklung, die unbestreitbar aufwärts führt. Diese Kurve finden wir in jeder Gestalt des Buches wieder: vom städtischen Ghetto, das auch Jerusalem heißen kann, zum Boden Zions und dann weiter zum Wachtschutz der jüdischen Arbeit, und ebenso gemeinsam wie diese Etappen des Weges ist allen auch der Antrieb, ihn zu beschreiten, die Art, in der auftauchende Schwierigkeiten überwunden werden, und das Ziel, zu dem sie streben und gelangen.

Der Antrieb zur Uebersiedelung nach Palästina ist in keinem Falle Gewinnsucht oder Spekulationswut, in kaum einem (der hier behandelten!) die materielle Notlage; es ist im Gegenteil ein tatkräftiger Idealismus, das lebensbestimmende Bewußtsein, daß ein „Zionist mit seinen Händen am Bau des Volkes arbeiten müsse", wie Baral einmal sagt. Die Wege der einzelnen sind freilich nicht immer die gleichen und ebenso wenig die Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellen: Turner und Achduti müssen den Widerstand der Eltern, Baral und Friedmann den schon erheblicheren der eigenen Gewohnheiten und Anschauungen bezwingen, aber gemeinsam ist ihnen die Art der Ueberwindung, mit der sie alle seelischen Konflikte wie auch die Unbilden der Witterung oder die Anfeindungen der arabischen Ueberzahl gern auf sich nehmen. Sie sind Helden in dem Sinne, den Thomas Mann in die Literatur eingeführt hat, als er von den „Helden des Trotzdem" sprach. Ja, sie sind wirklich solche Helden, denn auch in ihnen ist noch dieser Gegensatz, der die Vergangenheit ihrer Einzel- und Volkspersönlichkeit beherrscht hat; nicht nur äußerlich sind jene Widerstände, sondern jeder muß in sich das Ghetto niederkämpfen, in jeder dieser Seelen ringt der Jude mit Mauschel. Aber was diese Auseinandersetzung aus dem Bezirk literarischen Interesses in die Sphäre schöpferischer Klärung erhebt, ist die Tatsache, daß die zweite Generation, die Söhne jener Männer, ja auch schon die jüngeren unter ihnen selbst, nun wirklich die Einheit und Geschlossenheit als selbstverständliches Gut besitzen, die wir anderen nie werden gewinnen können. Ihr seelischer Konflikt wird geadelt und gereinigt durch die selbstlose Hingabe an eine Idee, durch die Objektivierung dieser persönlichsten Dinge. Sie wollen der Sache dienen, geben alle Schätze und Bequemlichkeiten der Vergangenheit auf, um in einer harten, dornenvollen Gegenwart die lichtere und leichtere Zukunft des Volkes zu erkämpfen. Nicht unbelohnt bleibt ihr Leidensweg und mancherlei Blumen blühen daran. Sie entdecken die kräftigende Lust der Seele an der körperlichen Arbeit, den Segen der köstlichen Ermüdung von Knochen und Muskeln, und die gesunde Freude an der Natur, an Saat und Ernte. Und auch ihr Ziel ist das gleiche: sie erstrebten ein Leben der Einheit, sie fanden einen Tod, der solchen Strebens würdig ist, der alles erfüllt, was Rainer Rilkes betender Kriegsmann als letzte Gunst erfleht, wenn er ausruft: „Herr, gib mir meinen eigenen Tod!"

Sie fanden ihren eigenen, ihren jüdischen Tod, und dieses Bewußtsein mag uns trösten für den Verlust so vieler wertvoller Helfer, ja es mag sie sogar im Vergleich mit den Brüdern, die als Opfer dieses Krieges gefallen sind, fast beneidenswert erscheinen lassen — aber uns entlastet nichts von unserer Verpflichtung.

Wir wollen immer an die Abschiedsworte denken, die Freundeshand für den jungen, frischblühenden Moischke Barkis schrieb: „Wird ihm die Erde leicht sein? Nein! Erde ist nicht leicht, und nur die Arbeit, die Mühe und der Schweiß der Neuen, die seine Arbeit fortsetzen werden, wird die Stimme seines jungen Blutes stillen, das aus der Erde zu uns schreit."

Zu jedem von uns schreit die Stimme seines jungen Blutes, jeder von uns muß diese Stimme stillen durch seine Arbeit. Darum: wer dieses Buch in dem Geiste gelesen hat, wer von seinen Helden ausgeht, der wird zwar keine „heiligsten Eide" schwören, aber seinen Körper stählen für die künftige Volksarbeit, der wird zwar keine Programme verfassen, aber etwa hebräisch lernen.

Unsere Arbeit wird nicht leicht sein, aber auch Erde ist nicht leicht.

S.

Redaktion: Arthur Stein und Ernst Simon, Berlin W. 35
Buchdruckerei Wilhelma R. Saling & Co., Berlin SW. 68, Hollmannstr. 10.

Programm der Jüdischen Turnerschaft

§ 1. Die Jüdische Turnerschaft umfaßt alle jüdischen Organisationen, welche Turnen oder Sport systematisch pflegen und diese Satzungen angenommen haben.

§ 2. Die Jüdische Turnerschaft bezweckt die planmäßige Körpererziehung des jüdischen Volkes und die Pflege nationaljüdischer Gesinnung. Nationaljudentum ist der Wille zur Erhaltung des jüdischen Volkes auf Grund des durch Abstammung und Geschichte bedingten Gemeinschaftsbewußtseins aller Juden. Die Jüdische Turnerschaft verfolgt keine politischen Zwecke.

§ 3. Zur Erreichung ihrer Zwecke fördert die Jüdische Turnerschaft einen geordneten Turn- und Sportbetrieb, veranstaltet gemeinsame turnerische und sportliche Uebungen und tritt für die Pflege der jüdischen Geschichte, Sprache und Literatur sowie für die Erörterung aller die jüdische Gesamtheit bewegenden Fragen ein.

Die „Jüdischen Turnvereine" (J. T. V.) in Deutschland und Deutsch-Oesterreich

Berlin: J. T. V. Bar Kochba, C. 2, Heiligegeiststr. 52; Jüdischer Frauenbund für Turnen und Sport, W. 62, Kurfürstenstr. 118; Jüdischer Ruderklub Ivria, Fritz Schönheimer, W. 15, Kurfürstendamm 42; Ruderverein Jüdischer Studenten im K. J. V., Dr. James Bileski, O. 27., Wallnertheaterstr. 31; Sport-V. J. St., Ernst Simon, Halensee, Kurfürstendamm 76 — Breslau: J. T. V., Curt Seidemann, Gartenstr. 23 — Cöln: J. T. V., Hans Israel, Lochnerstr. 1 — Danzig: J. T. V. Bar Kochba, Zahnarzt Guter, Langemarkt 32 — Frankfurt a. M.: J. T. V., Georg Freudenstein, Mainluststr. 15 — Halberstadt: J. T. V., P. Löwenstein, Spiegelstr. 7 — Halle: J. T. V., Dr. M. Felixbrodt, Rauenschestr. 11 — Hamburg: J. T. V. Bar Kochba, Rechtsanwalt Manfred Zadik, Bergstr. 16 — Kattowitz: J. T. V. Bar Kochba, Jakob Blumenthal, Grundmannstr. 36 — Königsberg: J. T. V., R.-A. Dr. Berlowitz, Steindamm 40/42 — Mannheim: J. T. V., Dr. Adolf Katzenstein, M. 6, 16 — München: Jüdischer Turn- und Sportverein, Albert Kupfer, Müllerstr. 25 — Nürnberg: Jüdischer Turn- und Sportverein, Fräulein Gertrud Herzberg, Luitpoldstr. 10 — Posen: J. T. V. Bar Kochba, Berlinerstr. 5 — Stettin: J.T.V., G. Brandt, Turnerstr. 10 — Wien: Jüdische Turnerschaft, 2. Kreis (Westösterreich) Wien II, Zirkusgasse 33; Sportklub Hakoah, Wien II, Konkordiaplatz 4.

